95. JAHRGANG 1947 2. HEFT

THEOLOGISCH-PRAKTISCHE
QUARTALSCHRIFT

Subdiakon

Gedanken zur 5. Weihestufe des neutestamentlichen Priestertums

Von *P. Kasimir Braun O. M. Cap.*, Würzburg

(Schluß)

Im übrigen ist es auffallend: Das gradwinklig gebaute, unverbildete und unverbogene schlichte Volk ist weder gegen den Zölibat, noch skandalisiert es sich an ihm, noch findet es ihn widernatürlich und dem Bevölkerungszuwachs abträglich. Wäre das der Fall, so würde ich nachdenklicher werden. So aber ist dem Volk der zölibatäre Priester ganz recht, ja sogar geliebt und hochgeschätzt von ihm. Selbst der sicherlich unverdächtige Nietzsche sagt, es habe ein tausendfaches Recht dazu (In Naumanns Taschenausgabe seiner Werke, Bd. 6, Abschnitt 351: „Die fröhliche Wissenschaft"). „Das Volk verehrt eine besondere Art von Menschen und hat tausendfach Recht dazu, gerade dieser Art Menschen mit besten Worten und Ehren zu huldigen: Das sind die milden, ernst-einfältigen und keuschen Priesternaturen und was ihnen verwandt ist . . . vor denen es ungestraft sein Herz ausschütten, an die es seine Heimlichkeiten, seine Sorgen und Schlimmeres loswerden kann", die „für den seelischen Unrat" die „Abzugsgräben" sind, mit den „reinlichen und reinigenden Gewässern", die „raschen Ströme der Liebe . . . und die starken, demütigen Herzen, die zu einem solchen Dienst der nichtöffentlichen Gesundheitspflege sich bereit machen und opfern . . . Wer würde dem Volke diese Ehrfurcht nehmen wollen?" Da dieses Wort nicht von einem x-beliebigen stammt, sondern von Nietzsche, ist es nicht leicht wie Spreu im Wind und billig wie die Brombeeren am Hang! Die gegen den Zölibat reden und schreiben, sind hin und wieder ein paar Priester oder meistens Ungläubige, denen der Zölibat eine Störung ihres Philisteriums ist; seit des Sokrates Zeiten, der sich die Bremse Athens nannte, sind solche Leute unerwünscht — und doch haben jene insgeheim im edelsten Teil ihres Ichs Heimweh nach solchen Menschen und „Bremsen" und fühlen sich angezogen von ihnen, so wie die Menschen von den Bergen in ihren Bann gezogen und

auf ihre gassenfernen und himmelsnahen Gipfel geheimnisvoll sich hinaufgezogen fühlen. Und wie der Mensch auf den Bergen das beruhigende, befreiende, weitende, stärkende Element der klaren, durch keinen Dunst und Dampf der Menschenstädte verunreinigten Bergluft wonnesam in sich hineintrinkt und dann beruhigt, gestärkt und gesundet zu Tal wieder geht, so gehen die Menschen von der durch keinen Dunst und Dampf menschlicher, allzumenschlicher Theorien und Praktiken vernebelten Höhe und Hoheit der großen Überwinder freier, gehobener und geläuterter fort in den Alltag. In seinem Roman „Der Idiot" hat das Dostojewskij mit großer Menschenkenntnis dargestellt: Den wahrhaft Reinen nennen alle einen Idioten und verhöhnen ihn — und gehen doch alle zu ihm in ihren Unruhen und Anliegen und Zweifeln und Verzweiflungen, zu ihm, dem verspotteten Idioten, nicht zu ihren Philosophen und Weisheitslehrern, und suchen bei ihm Rat, Lösung und Hilfe. Es ist das ewige Schauspiel, daß die Menschen das Höchste als blöde verhöhnen und doch insgeheim nach ihm hungern, als fühlten sie instinktiv, daß sie in der Stickluft ihrer „Erde" ersticken und bei den Wassern ihrer „Sümpfe" verdürsten müssen, wenn sie nicht die gute gesunde Luft und die gesunden Wasser bekommen, die von den „Bergen" kommen, genau so, wie es ein indisches Sprichwort ausdrückt: „So wie die hungrigen, frierenden Vöglein um ihre Mutter sitzen, so sitzen alle Menschen um das Feueropfer dessen, der die Welt überwindet." Und Nietzsche spricht an der oben zitierten Stelle von einer gebietenden Notdurft, von einem notwendigen Bedarf an solchen Menschen. Nein, nein, der Zölibat ist kein Attentat auf das Leben, er ist eine Wohltat für das Leben!

Hier nun ist die gegebene Stelle, um auch über die *Zölibatspraxis der griechisch-unierten Kirche* zu sprechen.

Für den Inhaber der höheren Weihegrade (zu denen seit Innozenz III. auch schon der Subdiakonat gehört) ist der Zölibat ein Imperativ, dessen Crescendo an Verpflichtung mit dem Ascendendo des Aufstieges in die höheren Weihegrade zunimmt. Nicht so bei den Unierten. Zwar gilt auch bei ihnen als Gesetz:

1. Der Bischof darf nicht heiraten; wird er als Verheirateter Bischof, muß er zölibatär leben.

2. Priester und Diakon (bei den Italo-Graeken auch der Subdiakon) dürfen nicht mehr heiraten; die vor der Weihe eingegangene Ehe dürfen sie zwar fortsetzen, müssen sich jedoch in den der Zelebration vorausgehenden acht, bzw. fünf Tagen der Ehe enthalten (Benedikt XIV., Const. Etsi pastorali vom 26. V. 1742).

3. Die Priester der unierten morgenländischen Riten in den Vereinigten Staaten Nordamerikas müssen „caelibes vel saltem

vidui absque liberis" sein (S. C. de Propag. Fide in mehreren Dekreten der Jahre 1890 bis 1892). Dasselbe hat die Apostolische Konstitution Ea nempe vom 14. I. 1907 und die S. C. de Propag. Fide am 18. VIII. 1913 auch für jene Riten in Kanada bestimmt. Weil aber die Schismatiker dies zum Anlaß nahmen, die schon bestehende heftige Antipathie gegen die Union mit Rom zu einer direkten Hetze aufzublasen, erneuerte das Dekret vom 17. VIII. 1914 für die Ruthenen Nordamerikas und jenes vom 27. III. 1916 für die Ruthenen Südamerikas die Betonung der Zölibatspflicht nicht.

4. Pius XI. hat in seiner Enzyklika De sacerdotio cath. vom 20. XII. 1935 die gegenwärtige Praxis der Unierten belassen und anerkannt („nicht als ob wir die abweichende Praxis in der orientalischen Kirche, die sich rechtmäßig gebildet hat, irgendwie mißbilligen oder verwerfen wollten").

Für den unierten Klerus der Ostkirche ist also der Zölibat kein jede Ausnahme abweisender Imperativ. Aus dieser verschiedenen Handhabung der Zölibatspflicht seitens der Kirche fühlt sich nun jeder am Zölibat pro oder contra Interessierte von der bekannten Frage angerufen: Warum dort und nicht auch bei uns?

Folgende Gedanken, die sine ira et studio zu überdenken und wirken zu lassen eingeladen sei, wollen Antwort geben.

Vorausgeschickt sei: Die Gedanken kommen nicht aus der Mentalität, die in der Gesinnung des „Wir Europäer sind doch bessere Menschen" auf die orientalischen Confratres herabblickt. Wir wissen und bleiben uns dessen bewußt, daß wir vom westlichen Klerus uns nicht aus eigener Kraft zur Höhe des Ideals hinaufgearbeitet haben, sondern von Gott („Ohne Mich könnt ihr nichts tun") hinaufgezogen und -erzogen wurden. Wir wissen auch und bleiben uns dessen bewußt, daß das tatsächliche Haltenkönnen der Höhe das Werk dessen ist, der uns stärkt, und unser Werk nur insofern, als wir mit Seiner Kraft guten Willens mitarbeiten. Wir wissen auch und bleiben uns dessen bewußt, daß wir das demütig anzuerkennen haben, wollen wir der Verheißung würdig werden: „Den Demütigen gibt Gott Seine Gnade", und nicht dem Fluche verfallen: „Den Stolzen widersteht Gott". Der Zölibat ist eine Gabe Gottes („wem es gegeben ist", Matth 19, 11). Er wird zum Fluch, wenn er den caelebs eitel macht. Wir sprechen nicht als selbstgerechte, hochmütige Pharisäer: „Herr, ich danke Dir, daß ich nicht bin wie die da drüben im Osten", sondern beten mit dem Zöllner: „Herr, sei uns gnädig und hilf uns, die Höhe des Ideals zu halten und zu leben!" In diesem Geiste wird das Folgende dargeboten, in diesem Geiste bittet es, aufgenommen zu werden.

Dies vorausgeschickt, überdenken wir:

1. Der Zölibat ist voluntate divina; man lese noch einmal

das unter „Sein Ursprung“ Dargelegte, es verscheucht jeden Zweifel. Jedoch seine Einführung als Pflicht und den Zeitpunkt seiner Einführung hat der Gottessohn seiner Kirche überlassen. Sind irgendwo Zeit, Umstände und Menschen noch nicht reif für das ganze Ideal, so begnügt sich die Kirche vorläufig mit dem halben und wartet, bis die Menschen für das ganze Ideal reif sind. Sie vertraut dabei dem Hl. Geist, dessen unfehlbarer Führung sie sich anvertraut weiß, Seinem Gnadenwirken in den Menschen, die guten Willens sind, sowie ihrer eigenen, ebenfalls unter der Leitung des Hl. Geistes stehenden Erziehertätigkeit, wissend, daß Er ihr schon den rechten Zeitpunkt angeben wird, das ganze Ideal auf den Leuchter zu stellen. Beim Abschluß der Union und nachher bis heute ließ die Kirche die Priesterehe der Unierten (wenn auch mit Einschränkungen, vgl. obige Regelung!) bestehen, um die Vereinigung mit Rom zu erleichtern. Die unierten Griechen wurden vor der Union vom Wesen und Dogma der katholischen Kirche angezogen. Da konnte und durfte der Zölibat, bzw. die Priesterehe kein Hindernis werden, die gegenseitige Anziehung bis zur völligen Vereinigung sich entwickeln zu lassen. Das Walten und Wirken des Hl. Geistes in den Unierten und die demütig-erzieherische Mitwirkung der Kirche mit dem Hl. Geist wird in ruhigem, organisch-schrittweisem Wachstum schon den Zeitpunkt für den Zölibat auch bei den Unierten heraufführen. Denn, wie die Natur, so macht auch die Übernatur keine Stufen überhüpfenden Sprünge, sondern nur organisch bedingte Schritte. Der Zölibat ist das lebendige Zeugnis vom Einbruch und steten Eindringen höherer Kräfte in diese Welt und ihrem stillen, aber steten Vordringen, Umsichgreifen und schrittweisen Ergreifen der Welt, von einem alles vermögenden Wirken und Walten wahrhaft unendlicher Kraft im Endlichen und Schwachen, nicht jäh wie ein Wolkenbruch, sondern zäh wie der Sauerteig, den ein Weib nahm und in zehn Maß Mehl tat, bis alles durchsäuert war. Auch der Osten wird noch zum lebendigen Zeugnis für solche Gotteskraft werden. Bis dahin wird die Kirche in der Verkündigung des Ideals nicht ermüden, in dem Bemühen, für den Altar des Hl. Gottes Priester anzustreben, die „ungeteilten Herzens und nur um das besorgt sind, was des Herrn ist und wie sie Gott gefallen“ (1 Cor 7, 32 ff.), nicht nachlassen und im Gebet um solche Priester verharren.

2. Denn, daß solche Priester das Ideal nach dem Herzen Gottes und der Menschen sind, dürfen wir bei aller Demut doch bekennen. Noch einmal lese man das unter „Sein Ursprung“ und das unter „Des Volkes getreuer Eckehard“ Dargelegte mit hellhörigem Geiste und noblem Herzen nach. Das sind so lebensnahe und gewichtige Erkenntnisse, Einsichten und Erfahrungen,

daß auch kein zeit- und ewigkeitsnahe denkender Ostpriester sie mit einer Geste abzutun vermögen wird. Gewiß, auch der verheiratete Priester kann segensreich wirken, so wie ja auch verheiratete Laien religiös großartig gewirkt haben (man denke an Thomas Morus und seine Kollegen in anderen Ländern und Zeiten!). Indes gibt doch die zugestandene Stagnation in der Ostkirche, sowohl nach innen, im eigenen Volk und Raum, wie nach außen, in der Heidenmissionierung, zu denken und schiebt die Vermutung, ob nicht die Priesterehe, wenn nicht schuld, so doch mitschuld daran ist, fast an die Grenze einer Erkenntnis heran. Denn in der öffentlichen Meinung dort besitzt nicht der verheiratete Priester die höchste Anerkennung und Wertschätzung, sondern der Mönchstand; dieser hat geradezu ausschließlich auch das Vertrauen im Beichtstuhl und die wissenschaftliche Befähigung an sich gezogen; ähnlich wie auch in der russischen Kirche nicht der Pope der Mann des Vertrauens von Volk und nachdenklicher Intelligenz ist, sondern der Starze. Was der Freidenker Michelet in seiner Geschichte der Reform Gregors VII. vom Abendland schreibt, enthält sicherlich auch eine Wahrheit für den Osten: „Es wäre um das Christentum geschehen, wenn die Kirche, verweichlicht und prosaisch geworden durch die Priesterheirat, sich in feudales Erdreich materialisierte. Das Salz der Erde würde fade, es schwände innere Heldenkraft und ‚Himmelsbegeisterung'." Und irgendwie gilt auch im Osten, was Nietzsche in seiner „Fröhlichen Wissenschaft" (1885, S. 295) schreibt: „Luther gab dem Priester den Geschlechtsverkehr mit dem Weibe zurück; aber drei Viertel der Ehrfurcht, deren das Volk, vor allem das Weib aus dem Volke, fähig ist, ruht auf dem Glauben, daß ein Ausnahmemensch in diesem Punkte auch in anderen Punkten eine Ausnahme sein wird; hier gerade hat der Volksglaube an etwas Übermenschliches im Menschen seinen feinsten und verfänglichsten Anwalt. Luther mußte dem Priester, nachdem er ihm das Weib gegeben hatte, die Ohrenbeichte nehmen, das war psychologisch richtig; aber damit war im Grunde der christliche Priester selbst abgeschafft, dessen tiefste Nützlichkeit immer die gewesen ist, ein heiliges Ohr, ein verschwiegener Brunnen, ein Grab für Geheimnisse zu sein." Amt und Beruf des Priesters sind etwas so Heiliges, daß sie nicht die Kinderstube, den hausbackenen Ton des Ehemannes, ja nicht einmal die entfernte Gefahr einer Neugierde der Ehefrau vertragen.

3. Noch ein mit der Ehe zusammenhängender Grund für die eingestandene Stagnation der Ostkirche; der (Papst Gregor VII. zugeschriebene) Ausspruch deutet ihn an: Non potest Ecclesia liberari a potestate laicorum, nisi liberentur clerici ab uxoribus.

326 bis 330 hatte Konstantin der Große Konstantinopel erbaut und zur Haupt- und Residenzstadt des römischen Reiches erhoben. Das hatte seine Vorteile für die Kirche. Denn durch diese Verlegung der kaiserlichen Residenz und Regierung wurde auch für den Kaiser die naheliegende Versuchung einer kaiserlichen Einmischung in die Kirche, das Gottesreich auf Erden, in die Ferne verlagert, die Kirche aber, deren Leitungs- und Regierungsgewalt doch der Gottessohn dem Papst und seinen Nachfolgern übergab und nicht dem Cäsar und dessen Nachfolgern, wurde dadurch der Gefahr einer Einflußnahme der kaiserlichen Gewalt und deren Beamten mehr entrückt, einer Gefahr, die ja bei dem allzeit bereiten Gelüste der Welt auf Ober- und Alleinherrschaft und dem allzeit sprungbereiten Willen der staatlichen Macht auf Geltendmachung eines absoluten und absolutistischen, keinen „Nebenbuhler" duldenden Totalitätsanspruches bekanntlich schon an und für sich groß ist, besonders groß und aktuell aber, wenn beide Residenzen und Regierungen noch räumlich nebeneinander liegen. Es war ja auch, um die Situation aphoristisch zu charakterisieren, nur der Kaiser christlich geworden, nicht aber auch die Kaiseridee, wobei das Epitheton „christlich" bei nicht wenigen Kaisern Ostroms wahrhaftig wie die Faust auf das Auge paßte.

Es hatte aber auch seine Nachteile. Für die Kaiser in Konstantinopel war auf Grund dieser Situation und derselben Gelüste und desselben Machtwillens zum totalitären Staat die Gefahr, Konstantinopel auch in kirchlicher Hinsicht zu einem Neu-Rom zu machen und so allmählich und immer mehr auch in kirchlicher Beziehung in separatistische Tendenzen und konsequenterweise in den Cäsaropapismus hineinzuschlittern, groß. Für die Patriarchen von Konstantinopel war die Machtstellung des Kaisers eine Versuchung und mit mehr oder minder „sanfter" kaiserlicher Nachhilfe der Treibstoff zur Ranggleichstellung mit dem Papst, darauf zur Unabhängigkeit vom Papst und damit zum Schisma. Auch hier bewies die Entwicklung, daß sie der Gefahr völlig erlagen. Diese ehrgeizigen Männer (nicht alle waren es, manche sogar von einer bewundernswerten Heldentreue zum Papst und einem Märtyrermut gegenüber den Kaisern und ihren kirchlichen Günstlingen und Kreaturen; aber sie kamen auf die Dauer nicht auf gegen den Ehrgeiz, die Macht und Hinterlist der Kaiser und ihrer kirchlichen Kreaturen) wollten in der Kirche dieselbe Rolle spielen wie der Kaiser im Staat. Umgekehrt erhofften sich die Kaiser wiederum einen Gewinn an Ansehen, wenn der Patriarch ihrer Residenz seinen Glanz und seine Gewalt nicht erst von Rom entlehnen müßte, sondern in selbsteigener Herrlichkeit erstrahlte.

Die giftsüße Frucht dieses Sieges der Versuchung über Kaiser

und Patriarchen war der Cäsaropapismus; seine Formulierung gab ihm Kaiser Leo III. mit seiner stolz-trotzigen Erklärung an Papst Gregor II. auf dessen eindringliches Memorandum: „Kaiser und Papst bin ich!" Die Ostkirche aber, die diese giftsüße Frucht aß, ward schläfrig und fing an zu stagnieren. Das Sichaufbäumen erleuchteter Männer half nichts oder nicht viel.

Aber auffallend und doch wieder nicht auffallend für den Tieferblickenden: Immer spielte im Ablauf dieser Entwicklung der Zölibat, bzw. die Priesterehe eine gewichtige Rolle. Um nur Wichtigstes anzuführen: Kaiser Konstantin Kopronymus bestätigte und begünstigte nicht nur die Ehe des Weltklerus, sondern zwang sogar die Mönche zur Heirat, die abfallenden Mönche beförderte er, die ihrem Keuschheitsgelübde treubleibenden verfolgte er und sein von ihm dazu eigens aufgefordertes Volk. Ähnlich Kaiser Leo V. Die Aftersynode von Konstantinopel 867, auf der Kaiser Bardas und der illegale Patriarch Photius triumphierten, bestätigt eigens die Priesterehe, der abendländischen Kirche aber macht sie den Priesterzölibat zum Vorwurf. Ähnlich Michael Caerularius.

Der „Cäsar" und seine „Hofkapläne" kalkulierten gut: Zum Ziele (nämlich der Unabhängigkeit von Rom, sowie der kirchlichen Autonomie) kommen wir nur, wenn wir die Priesterschaft uns gefügig, von uns abhängig und uns verhaftet machen. Das aber erreichen wir gut durch die Priesterehe. Dadurch wird der Klerus in die an und für sich schon anziehenden und herabziehenden Belange und Ansprüche des irdischen Eros und Sexus hineingezogen, an die Familie und deren Forderungen gebunden, als Folge davon mit den auch recht irdischen Sorgen um die Frau und die Kinder, deren Unterhalt und Fortkommen beladen, und als Folge davon in der recht irdisch orientierten Do ut des-Politik der Simonie und des Nepotismus gefördert. Da wird er mit beiden Händen nach jener Hand greifen, die ihm zu all dem behilflich ist, und sie küssen, und das ist meine, des Kaisers Hand. Dazu wird ihm weiterhin die Sorge um die Familie weniger Zeit, und diese sowie die Gemächlichkeit der Familie weniger Lust lassen, sich wissenschaftlich weiterzubilden und sich auch für die Rechte und Ansprüche der Kirche und Übernatur immer hellhöriger zu machen. Und all das und dazu noch die Angst für sich und Weib und Kind werden ihn weniger rebellisch gegen den Kaiser und mehr staatsfromm und dem Kaiser gefügig machen. Er wird nicht mehr so leicht den notwendigen Mut zum apostolischen Freimut und Kampfmut des „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen" aufbringen gegen die Mächtigen, die Gottes und der Kirche Gebot übertreten und die Rechte der Kirche und der Gewissen mit Füßen treten. Gott, Kirche und Volk haben keinen freien, unabhängigen und mutigen

Verteidiger mehr. Der „civis sanctorum et domesticus Dei" ist „gutbürgerlich" geworden, bald wird er „staatsfromm" und dann der „alleruntertänigste Diener des Kaisers" sein und seine Knechtseligkeit gar nicht mehr merken.

Auch in der deutschen und englischen sogenannten Reformation, sowie in der französischen Revolution trat diese Kalkulation mehr oder weniger offen zutage. Und das war ohne Zweifel zum mindesten eine gewichtige Mitursache, daß der Klerus dem „Cäsar" immer mehr verhaftet und hörig wurde, wobei der „Cäsar", wo es ihm nötig oder förderlich schien, mit der bekannten sanften Gewalt nachhalf. Im russischen Teil des Patriarchates von Konstantinopel wurde der Zar auch Papst, die Kirche die Magd des Staates, der Pope eine Puppe der weltlichen Regierung. Das kirchliche Leben fiel in Stagnation und verfiel ihr immer mehr. Im konstantinopolitanischen Teil des Patriarchates aber ging der Schrei, den unter Kaiser Konstantin XII. das gegen Rom aufgehetzte Volk in Gegenwart von 300 Geistlichen durch die Straßen brüllte: „Lieber türkisch als lateinisch!" nur zu buchstäblich in Erfüllung; es kam unter den Sultan und den Mohammedanismus! „Worin der Mensch sündigt, darin wird er gestraft!". Das kirchliche Leben stagnierte hier nicht nur, sondern wurde geradezu ausgelöscht. Aber auch bei den Unierten, denen Rom beim Unionsabschlusse die Priesterehe beizubehalten gewährte, entwickelte sich kein richtiges, blühendes kirchliches Leben und von einer Missionstätigkeit der Unierten ist kaum etwas zu merken.

Das sind Zusammenhänge, die jeden Nachdenklichen und um die Sache Gottes und der Seelen Besorgten noch nachdenklicher machen und immer mehr Nachdenkliche und Besorgte sehnsüchtiger Ausschau halten lassen nach dem Ideal des zölibatären Priesters, der ganz unbekümmert um die Zeugung und Vermehrung irdischer Staatsbürger nur der „Überzeugung" für und der Einbürgerung in das Gottesreich gewidmet ist, der sich nur dem einen verschrieben weiß: Gott den Weg zu bereiten in die Herzen der Menschen und den Menschen den Weg zum Herzen Gottes: pro hominibus constitutus in iis, quae sunt ad Deum. Erfüllt doch dann der Zölibat auch eine immer aktuelle Aufgabe, nämlich lebendiges Zeugnis zu sein für das Nichteinerlei von Kirche und Staat (denn unmöglich kann jenes Institut aus dem Boden des irdischen Staates hervorgewachsen sein), dadurch auch ein lebendiges Zeugnis für die absolute Eigenständigkeit, Souveränität und Supravalenz der Kirche gegenüber dem Staate, und darum auch ein ewiger Protest gegen jeden Versuch, die Kirche im Staat aufgehen und untergehen zu lassen, ein ewiges Zurückweisen des Staates in seine Schranken.

Aber eben darum, weil der Zölibat den gottgewollten Unterschied, und zwar Wesensunterschied zwischen Kirche und Staat, ewig herausstellt und festhält, wird er auch das etwaige verkehrte Unterfangen einzelner kirchlicher Machthaber, den Staat in der Kirche aufgehen und untergehen zu lassen, ununterbrochen bekämpfen und vereiteln. Denn, wenn sein bloßes Dasein schon anzeigt, daß die Kirche die souveräne civitas Dei auf Erden ist, die vom Staat nie als etwas zu seinem Bereiche Gehöriges unterworfen und seinem Gebiete einverleibt werden darf, so ruft er ja auch ewig aus, daß auch der Staat etwas anderes als die Kirche sei, und zwar ebenfalls etwas gottgewolltes und eigenständiges anderes, das darum auch von der Kirche nicht aufgesaugt werden darf. So ist also der zölibatäre Priester im Plan und nach dem Herzen Gottes der beste Anwalt und Bürge des Staates, der immer und überall dem Staate gibt, was des Staates ist. Durch nichts kann der Priester auffallender und kraftvoller beweisen, daß irdisches Herrschen nicht seine Sache ist, als durch den vom echten Geiste getragenen und gehaltenen Zölibat, durch welchen er sich einem ganz anderen Kreise von Verwaltung verdingt und der Leitung von Dingen höherer Ordnung dienstverpflichtet weiß, und der darum immer einen Widerwillen gegen die Einmischung der Geistlichen in Weltliches in sich verspüren und zeigen wird. Der Zölibat enthält in sich selber das Antitoxin gegen weltliche Machtgelüste in den Reihen des Klerus. Das sind keine ausgeklügelten Gedanken und leere Reflexionen, sondern an den geschichtlichen Tatsachen abgelesene Erkenntnisse. Um der Kirche die Freiheit und Unabhängigkeit zu verschaffen, nahm Papst Gregor VII. dem Klerus die Frau, indem er durch seine Zölibatsgesetzgebung der ursprünglichen und urchristlichen Zölibatspraxis den Sieg verschaffte. Als aber die Kirchengewalt mehr die Suprapotenz, die Übermacht, als die Supravalenz, den Überwert, über die Staatsgewalt behauptete und damit zu verweltlichen drohte, erwuchsen dem Staate gerade aus dem ehelosen Klerus die kräftigsten Helfer für seinen gottgewollten Eigenstand, jenem verkehrten kirchlichen Machtstreben aber die kräftigsten Gegner. Man denke etwa an den hl. Bernhard (z. B. de consideratione I, cap. VI) oder an die Franziskaner unter Ludwig dem Bayern (wenn diese auch anderweitig nicht tadelfrei waren). Ganz auf derselben Linie der Perhorreszierung einer politischen Betätigung von Seite des Klerus liegt die kirchliche Gesetzgebung im Codex Juris Canonici (Can. 139). So nichtig also ist die Behauptung, der Zölibat sei ein Feind des Staates und der verheiratete Priester sei mehr dem Staate ergeben, daß der unverheiratete, von echtem Geist erfüllte Priester sogar der beste und wahrste Freund des Staates ist.

Ist ja auch selbstverständlich! Wer nicht aus Furcht vor Gott dem Staate treu ist und dem Kaiser gibt, was des Kaisers ist, der wird es um seiner Familie willen auch nicht werden. Ja, die Sorge für und die Angst um die Frau und Familie können den verheirateten Priester weit eher der Pflicht und dem Staate untreu werden lassen als den unverheirateten und damit nur für sich und Gott besorgten Priester. Auch dafür hat der Geschichtskundige Beispiele zur Hand! Nicht der Übermut des Klerus ist zu befürchten, sondern die Mutlosigkeit, nicht die Übermacht, sondern die Ohnmacht. Gegen beides aber, gegen den Übermut und die Mutlosigkeit, gegen Übermacht und Ohnmacht, feit der Zölibat im Geiste der Kirche. Diese Erkenntnis und die Einsicht in die unleugbaren Vorteile des Zölibates erobern jetzt mehr und mehr auch den geistigen und seelischen Raum der Ostkirche.

Für die Zeit des ersten Weltkrieges konnte das der Verfasser auf Grund seines Aufenthaltes auf dem östlichen Kriegsschauplatze feststellen, für die Gegenwart melden es auf Grund ihrer vielfachen Berührung und Diskussion mit Unierten unsere Theologen und Priestersoldaten und sonstige interessierte Kreise. Liegt es im Plane der Vorsehung, daß der Osten den Entwicklungsgang des Okzidents rekapituliert: Vom Wunsche und der Sehnsucht einzelner, deren Zahl im Wachsen ist, zum Wunsche und zur Sehnsucht aller nach dem Zölibat, von dieser allgemeinen Sehnsucht dann zum tatsächlich allgemein gehaltenen Zölibat, und dann zur gesetzlichen Festlegung desselben für alle? Also vom Optativ: „Ach, hätten wir doch auch den Zölibat!" zum Indikativ: „Wir haben und halten ihn tatsächlich alle", und dann zum legislatorischen Imperativ: „Er ist Gesetz für alle"?

4. Eine weitere Gedankenreihe! Für die Ostkirche ist der Zölibat nicht allgemeine Praxis, noch weniger allgemeiner Imperativ. Geht man aber auf das östliche Frühchristentum zurück, also auf seine von der Diesseitsfreudigkeit noch nicht abgebogene und von Sauerteig des Weltgeistes noch nicht „hausbacken" gewordene herrliche Jugendfrische und auf seine „erste Liebe" und seinen kraftvollen Elan, so möchte einem fast das Wort des Heilandes über die Juden und ihre Ehepraxis samt dem „Tonfall" dieses Wortes zur Anwendung auch auf die östliche Zölibatspraxis einfallen: „Im Anfang war es nicht so!" Denn Zeugnisse von nicht wenigen und dazu hervorragenden, auch von der Ostkirche als solche anerkannten Vätern und Kirchenschriftstellern aus jener Hochblütezeit sind zur Hand, die das Lob des Zölibates singen, die Vorzüge und ganze Wertfülle desselben gegenüber einer etwaigen Klerikerehe auf den Leuchter stellen, sein „decet" und „debet" aus der Hl. Schrift und dem Wesen des neutestamentlichen Priestertums überzeugt und überzeugend

aufzeigen und die theoretische und praktische Übereinstimmung mit der abendländischen Kirche beweisen. Einige seien angeführt:

Der *hl. Johannes Chrysostomus* (347—406): „Das Priestertum wird zwar auf Erden verwaltet, hat aber den Rang himmlischer Einrichtungen. Und das mit vollem Recht. Denn kein Mensch, kein Engel, kein Erzengel, kein anderes geschaffenes Wesen, sondern der Paraklet selbst hat dieses Amt gestiftet, und solche, die noch im Fleische verweilen, vermocht, den Dienst der Engel zu versehen. Deshalb soll der Priester so rein sein, als stünde er im Himmel selber unter jenen erhabenen Mächten . . ." (De sacerd., lib. II, cap. 4.)

Der *hl. Epiphanius* (310—403): „Auch denjenigen, der zwar nur eines Weibes Mann ist, aber noch fortfährt, Kinder zu erzeugen, nimmt die Kirche nicht als Diakon, Priester oder Bischof, selbst nicht als Subdiakon an, sondern nur einen solchen, der nach einmaliger Ehe entweder Enthaltsamkeit gelobt hat oder Witwer geworden ist, besonders da, wo die Canones genau gehalten werden . . . Denn die vom Hl. Geiste geleitete Kirche sieht stets das Geziemendere und erkannte daher, daß nur Unzerstreute sich beeifern, den Dienst Gottes darzubringen und die geistlichen Dinge mit ganz wohlgeordnetem Gewissen zu verwalten. Ich sage also, daß es geziemend ist, daß sich der Priester, Diakon und Bischof wegen der unvorhergesehenen Dienstleistungen und Obliegenheiten ganz für Gott hingebe. Denn wenn der hl. Apostel den Laien schon befiehlt, daß sie sich zeitweilig dem Gebete widmen sollen, um wie viel mehr gebietet er dies dem Priester, nämlich daß er ganz unzerstreut für Gott durch Ausübung des priesterlichen Amtes in geistlichen Dingen tätig sei!" (Adv. haer. 59,4; vgl. auch Expos. fid., c. 21.) Der *hl. Ephraem der Syrer* (circa 300—375), „die Harfe des Hl. Geistes": „Bist du, o Bruder, des Priesteramtes gewürdigt, so bestrebe dich, dem, der dich auserkor, durch Reinheit . . . und glänzende Jungfräulichkeit zu gefallen!" (Sermo de sacerdotio c. 6 und 8). „O fructus pulcher castitatis, in quo sacerdotium complacuit . . . Ecclesia optavit et dilexit te!" (Carmina Nisibena 19.) „Non sufficit sacerdoti et nomini eius, offerenti vivum corpus, purgare animum et mundare linguam et expurgare manus et clarum reddere totum corpus, sed omnino purus esse debet omni tempore, quia positus est sicut mediator inter Deum et genus humanum" (Carm. Nisib. 18).

Nachdem *Eusebius von Caesarea* (270—340) von den ungezählten Tausenden jungfräulich lebender Männer und Frauen in der Welt gesprochen, die „von Liebe für die himmlische Weisheit erfaßt, um leibliche Nachkommen gar nicht gesorgt, sondern alle Sorgfalt der Seele zugewendet haben und sich ganz mit Leib und Seele dem König aller und dem Gott des Weltalls geweiht, indem

sie eine vollkommene und jungfräuliche Keuschheit beobachten" (Demonstr. evang. III, 6), entkräftet er den Einwurf, daß im Alten Bunde die Heiligen, die Patriarchen, Propheten und Priester ja auch in der Ehe gelebt hätten, indem er sagt, das sei damals notwendig gewesen, damit das Geschlecht der Frommen nicht ausstarb gegenüber der großen Zahl der Ungerechten. Dieser Grund sei nun weggefallen, „denn jetzt drängen sich zahllose Völker zum Evangelium heran, so daß die Lehrer und Verkünder des göttlichen Wortes ihnen nur genügen können, wenn sie von allen Banden des Lebens und geistverwirrender Sorgen frei sind. Ganz besonders aber ist für diese jetzt notwendig, wegen der ihnen obliegenden höheren Aufgaben, auf die Enthaltung von der Ehe bedacht zu sein, da sie mit der göttlichen und geistigen Kindererzeugung beschäftigt sind und die Pflege und gottgemäße Erziehung und Sorge für den übrigen Lebenswandel nicht eines oder zweier Kinder, sondern einer vieltausendfachen Menge übernommen haben" (1. c. VI, 18). *Origines* (185—254): „Der allein hat die Befugnis, das ewige Opfer darzubringen, der die beständige und ewige Keuschheit gelobt hat." (Hom. 23 in Num.)

Wer sich solchen Zeugnissen unbefangen hingibt, wird bei aller Demut und ohne Überheblichkeit sagen müssen: Die heutige Praxis des Ostens ist ein Absacken vom ursprünglichen Ideal, und es ist, als hörte man aus den Gräbern der Väter die Stimme der Väter: „Zurück zum Ideal eurer Väter, zum holo-caustum, zum Ganzopfer des ausnahmslosen Zölibates! Ein halbes Opfer blutet, ein ganzes Opfer flammt."

Ein 5. Gedanke: Wohl verwirft Rom die heutige Zölibatspraxis der Unierten nicht. Aber ob nicht aus all dem bisher Gesagten und aus dem Weltrundschreiben Pius' XI. de sacerdotio catholico eine heilige Begeisterung für das jungfräuliche Priestertum und der, wenn auch leise, Wunsch herausklingt, es möchte doch auch der Osten zum Ideal zurückkehren? Wer, dem helle Augen des Geistes und ein nobles Herz nicht versagt sind, möchte auf diese Frage ernstlich ein Nein anmelden?

Alle diese dargebotenen Gedanken, Erfahrungen, Einsichten rechtfertigen das Wort: *Kein Imperativ — aber ein drängender Optativ.*

Und vielleicht ist es, wie gesagt, der Weg, den die göttliche Vorsehung führen will: Vom Optativ „Utinam essemus" zum Indikativ „Sumus" und so zum Imperativ „Estote tales!", nämlich Priester ganz nach der forma Christi, des ewigen Hohenpriesters, und nicht halb nach der forma der jüdischen Priester, lebendige Zeugnisse vom steten Erguß höherer Kräfte in diesem Aeon, vom alles vermögenden Walten wahrhaft unendlicher Kräfte im Endlichen und Schwachen!

Der nordische Dichter Ibsen, den sie den Ankläger und das böse Gewissen unserer Zeit nannten, schrieb das Drama „Brand". Brand unternahm es, eine Naturkirche zu gründen, frei von Dogma und Satzung, in der der Mensch allein mit seinem edlen freien Manneswillen und seiner edlen starken Manneskraft sein Heil erreichen werde. Wie er hinaufsteigt ins Gebirge, um hoch droben die Kirche zu bauen, bricht eine Lawine los, und in dem Bruchteil der Sekunde, in der er sich, den Tod vor Augen, vor seinen Herrgott versetzt fühlt, schießt ihm der Zweifel in sein Herz an seinem Werk: Mit seinem starken Manneswillen und seiner edlen Manneskraft vermag er nicht einmal sein nacktes Leben vor der Lawine Gewalt zu retten, wie soll ihn sein Wille und seine Kraft retten können vor der Dämonen Gewalt? Und er gellt hinaus: „Sag mir, Gott, im Todesgraus; reicht nicht zur Errettung aus Manneswille quantum satis?" „Gott ist deus caritatis?" ruft ihm eine Stimme von oben die Antwort zu. Und das ist die einzig wahre Antwort. Rettung und Heil liegen nicht in der freien, auf sich selbst gestellten Menschenkraft, nicht in dem „genügenden Quantum Manneswillen". Da walzt auch den Erbadeligsten die Lawinengewalt der Leidenschaften und Dämonen nieder. Wir müssen nicht erst Tatsachen herschreiben zur Erhärtung dessen, wo das Leben auf jeden Tages Blatt genug schreibt. Nein, Heil und Kraft kommen vom deus caritatis, der das genügende Quantum von Willen und Kraft geben will und der so allmächtig ist, daß er es geben kann. Auch dafür kennen Geschichte und Leben Beispiele genug. Und hier stehen wir im *Quellgebiet der Kraft zum lebenslänglichen Zölibat.* Deus caritatis et omnipotentiae, der Gott der Liebe und Allmacht, der den Weihling zum Zölibat gerufen und das Wollen dazu gelegt hat, gewährt auch dem Wollen die Kraft zum Vollbringen, wenn anders er sie annimmt und treu mit ihm mitwirkt. Denn der Gott der Liebe und Allmacht ist kein Gott der Fragmente und Torsos. Am Weihetag ward ihm diese Kraft durch die sakramentale Berufs- und Standesgnade; sie will aber jeden Tag gleichsam neu erweckt und flüssig gemacht werden von uns: „Resuscita gratiam, quae in te est per impositionem manuum episcopi!"

Im *Gebet* wird ihm neue Kraft und im immerwährenden Gebet immerwährende Kraft. Es ist ja das Gebet der Umgang und Verkehr mit Gott. So wie der Umgang mit einer edlen, geistig und moralisch hochstehenden Persönlichkeit alles Niedrige bändigt und verstummen läßt und alles Höhere entbindet, aufmuntert und beschwingt und den ganzen Menschen veredelt, so ist das Gebet die große Macht, die dem „irdischen Eros" den veredelten Umgang mit dem „himmlischen Eros" vermittelt, ihn erhebt und adelt, die Dämonen bannt und alle guten Geister zur glorreichen

Auferstehung bringt. Und das Gebet ist von Seite des Menschen das Händerecken zu Gott um Kraft von Ihm und ist von Seite Gottes das Erfüllen dieser zu Ihm um Kraft gereckten Hände mit Kraft; ist das Sicheinschalten in die große „Überlandzentrale" des unendlichen göttlichen Licht- und Kraftstromes und ist das Durchströmtwerden mit Licht und Kraft von Gott. Die heiligen und heiligmäßigen Priester sind und waren ausnahmslos auch große Beter; darum wurden sie auch die großen Triumphatoren über Welt, Fleisch- und Dämonen. Das ist ja mit der tiefere Sinn, warum die Kirche dem Subdiakon die für den Laien schon gebräuchlichen Gebete noch vermehrt durch das tägliche Brevier: Das durch das opus divinum vermehrte tägliche Gebet will ihm auch die Quelle der Kraft zum onus divinum des Zölibates vermehrter zuströmen lassen.

Im *hl. Meßopfer,* das er von nun an in engster Nähe mitfeiert und das er über eine Weile als Priester täglich feiert, wird ihm neuerdings diese Kraft von Gott, ja Gott selber in der heiligen Kommunion. Und das ist eine Kraft, von der der Psalmist sagt: „In Deo meo transgrediar murum", von der jedweder Heilige und Selige des Himmels jubelnd bekennt: „In Deo meo transgressus sum murum", und in der die Märtyrer spottverlachend und todverlachend ihr Urteil zum blutigen Lebensopfer mit einem fröhlichen Deo gratias quittierten. Er ist auch für uns die Kraft, die uns zu allen Opfern vermag, sofern wir ihn nicht bloß körperlicherweise empfangen, sondern auch mit dem Empfangenen mitarbeiten und unsern ganzen Menschen „Ja" dazu sagen lassen. Dieses tapfere Jasagen des ganzen Menschen auch dann, wenn das Herz blutet (zu welchem Bluten ja der Allmächtige auch wieder die Kraft gibt dem, von dem er das Bluten verlangt), ist ja auch die beste Prophylaxe gegen alle Verdrängungen und Abschiebungen ungelöster Komplexe ins Unterbewußte, wo sie so gern zu fiebrigen Eiterherden werden. Das blutende Herz blutet sich alle diese Eiterstöcke aus der Seele. Irdisches Glück geht dabei unter, aber die ewige Sonne Gottes geht in ihm auf. Denn unser Herrgott hat zum Kreuz des Zölibates auch die Auferstehung gelegt.

Quellgebiet seiner Kraft ist weiter die *Askese.* Nach der Austreibung Gottes aus den Herzen und Gewissen der Menschen hat nichts so sehr die sittliche Kraft der Menschen geschwächt und ihre Triebe ermuntert als die Verhöhnung und Austreibung der Askese. Selbst mancher im Heiligtum des sacerdotium ist der Irrung verfallen, Askese sei nicht mehr modern und müsse dem höheren Lebensideal der Weltbejahung weichen. Solche Irrung kann nur dort vorkommen, wo man den wirklichen Menschen nicht mehr klar vor Augen hat. Die Zeit sorgt bereits für einen

gründlichen Anschauungsunterricht über den wirklichen Menschen und wozu er fähig ist ohne Gott und Askese. Man wird dann auch wieder einsehen, daß neben der Zurückholung Gottes in die Herzen und Gewissen der Menschen nichts so sehr dem Menschen zu seinem Besten verhelfen kann als die Übung der Askese. Das „Wenn das Samenkorn nicht in die Erde gelegt wird und stirbt, bringt es keine Frucht" hat der Heiland nicht bloß für die Generation des Jahres 33 gesprochen, sondern für alle Generationen. Das Goethesche „Stirb und werde!" ist nur eine Variierung dieses Heilandsthemas, aber als Variierung von Goethe, dem Heros und Propheten vieler Moderner, wertvoll — möchten doch seine Prophetenjünger es auch predigen in Wort und Tat! Die Askese der Bewachung, Bezähmung und Abtötung der Sinne und der schlimmen Anlagen der Seele, die sehr wichtige und unerläßliche Askese der Flucht vor Gelegenheiten (natürlich der freiwilligen, wo wir von Berufs wegen hinein müssen, gehen wir ruhig und entschlossen im Vertrauen auf die Hilfe Gottes hinein ohne langen Gewissenskampf) ist damit gemeint.

Es ist die Askese des Platzmachens für Gott (via purgativa), wie es Dolores Vieser in dem Roman „Das Singerlein" so ergreifend schildert, wo der Hansl, der treuherzige Singerbub, eins nach dem andern hergibt, mit blutendem Herzen hergibt: den lieben Vater, dann seine erste halbwache Lieb, dann seine Gesundheit und mit ihr seinen heißersehnten Beruf zum Priester und dann seinen Beichtvater und dann seine Mutter und dann jede Hoffnung auf Gesundung und zuletzt noch seine liebe, liebe Geige, damit aus dem Erlös für dieselbe einem armen Mutterle der Sohn aus dem Gefängnis losgekauft werden könne, alles, alles, und hat sich leer gemacht davon; und dann kommt am Sonntag Laetare zum todkranken, sterbenden Hansl — ist's Fiebertraum, ist's Wirklichkeit? — die liebe Himmelmutter, legt ihm ihr Kindlein in die Arme, daß er es hüte, dieweil sie im Salzburgischen einem armen Sünder das Sterben leichter machen wolle, und sagt zu ihm so lieb und froh und gut: „O Hansl, dir kann ich mein Kindlein geben, denn deine Hände sind leer, da hat es Platz darin!" Und „Ja, Himmelmutter, und die Geign han i a nimmer", kommt's leise und selig vom Hansl her.

Die Allerheiligenlitanei, die bei der Subdiakonatsweihe mit ihrer schweren Verpflichtung zum Zölibat zum erstenmal gebetet wird, führt uns zu einem weiteren Quellgebiet der Kraft, es sind die *Heiligen des Himmels,* dieses Millionenheer der großen hinreißenden Vorbilder. Die lebensspendende Begründung und mit der stärkste Antrieb zur tatsächlichen Keuschheit liegt nicht so sehr in der verstandesmäßigen Beweisführung, sondern in ihrer lebendigen Verkörperung durch Menschen vom selben Fleisch

und Blut wie wir, und manchmal mit noch unbändigerem Fleisch und heißerem Blut als wir, die trotzdem ihrem Beruf mit noch leidenschaftlicherer Kraft dienten als die Weltmenschen dem Weib oder Geld oder Ruhm. Und das leistet die Allerheiligenlitanei, das ist auch ihre Bedeutung gerade in dem Augenblick, da dem Weihling das Onus caelibatus auferlegt wird: Sie stellt ihm (abgesehen von den heiligen Verheirateten) ein Millionenheer von Zölibatären vor Augen, die ihm zurufen: „Fürchte dich nicht, du vermagst es in der Kraft Gottes, denn auch wir haben es durch sie vermocht!" Die andere Bedeutung der Allerheiligenlitanei bei der Subdiakonatsweihe ist: Der ganze Himmel wird (im ersten Teil) aufgerufen und bestürmt: Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist um Kraft, die Chöre der Engel, die turba magna der ungezählten Heiligen und Seligen, die liebe Gottesmutter, diese Allmacht auf den Knien, an der Spitze, um immerwährende Fürbitte, Beistand und mächtigen Schutz für den Weihling, der jetzt so Schweres auf sich nimmt und in gebrechlichem Gefäß so Heiliges trägt. Im zweiten Teil bittet sie für den Weihling flehentlich den ewigen Hohepriester um Schonung, Erhörung und Erlösung von allen Übeln des Leibes und der Seele, von Sünde, Teufel und dem ewigen Tode zumal. Und alles, was das Herz des Heilandes rühren und gleichsam bezwingen kann, das grande mysterium seiner aus übermächtiger Lieb und Erbarmnis kommenden Menschwerdung mit all ihren großherrlichen Taten und Wohltaten ohne Maß und Ende an Verdienst und Gnade, an Weisheit und Erbarmen, an Verherrlichung des Vaters und Beseligung der Menschen, alles zählt die Ecclesia orans auf und stellt es dem Herrn in diesem feierlichen Gebet der Allerheiligenlitanei vor, um ihn zu ergreifen, daß er immerdar seinem Diener Hilfe und Rettung gewähre; und darauf hat der Weihling ein Recht. Gibt er sich doch dem Herrn zu ewigem, ungeteiltem Dienst und in ewiger Keuschheit hin (Deo perpetuo famulari et castitatem servare!) und trägt all die Lasten, Gefahren und Sorgen nicht bloß für sich selbst, sondern auch für den „Leib des Herrn", da er ja nicht mehr sich gehört, sondern den Menschen und in letztem Bezug Gott: ex hominibus assumptus pro hominibus constitutus in iis, quae sunt ad Deum (Hebr 5, 1 ff.). Ich wüßte neben dem kirchlichen Morgengebet der Prim kein herrlicheres, kraftvolleres, aufrüttelnderes und mächtigeres Morgengebet für den werdenden und gewordenen Priester als die Allerheiligenlitanei, die jeden Morgen unsern Weihemorgen erneuert, die Weihegnade erweckt, den ganzen Himmel für uns mobilisiert und die Kraft Gottes herabzieht und wirksam macht.

Die Quelle seiner Kraft: Gott im Weihesakrament, Gebet, Meßopfer, hl. Kommunion; die treue Übung der Askese, der ganze

Himmel! Den Priester möchte ich sehen, der tagtäglich aus diesen Quellen in vollen Zügen trinkt (nicht bloß an ihnen nippt!) und doch den Zölibat nicht hielte oder halten könnte! Dieser Priester muß erst noch gefunden werden. Man wird ihn nicht finden!

Die menschlichen Züge des Alten Testamentes

Von *Dr. Hermann Stieglecker*, Stift St. Florian

II. Das Volk

A. Die sprachliche Zugehörigkeit Israels

1. Israel selbst, der Name Hebräer

Das Offenbarungsvolk, das nach dem Bericht der Genesis von Abraham abstammt, heißt nach dem zweiten Namen Jakobs — Israel — gewöhnlich Israeliten. Ausländer nennen es Hebräer, und auch die Israeliten selber gebrauchen diese Bezeichnung im Verkehr mit Ausländern, mit Nichtisraeliten. An dieser Bezeichnung hängt ein ganzes Bündel Fragen, die bis heute keine befriedigende Lösung gefunden haben; wir wollen sie kurz streifen. Es handelt sich zunächst um die Frage: Woher kommt die Benennung *Hebräer?* Es liegt nahe, daß dieser Name des Offenbarungsvolkes auf einen Ahnen Abrahams zurückgeht, nämlich auf Heber, der in der Semitenliste (Gn 10, 21—32) und im Stammbaum Abrahams (Gn 11, 10—32) aufscheint. Doch spricht gegen diese Annahme der Sprachgebrauch, denn in diesem Fall würden die Israeliten nicht „(H)Ibrim" genannt werden, sondern „bne (H)Eber", Söhne Hebers, wie denn dieser Ausdruck auch tatsächlich in Gn 10, 21: Sem, der Stammvater aller Söhne Hebers, gebraucht wird und wie die Bibel auch ständig „bne Israel", Söhne Israels d. h. Israeliten sagt.

Eher könnte der Name (H)Ibri von einem Landnamen abgeleitet sein, und einen solchen gibt es wirklich. In Num 24, 24 finden wir ein Gebiet „(H)eber" östlich vom Euphrat oder am Euphrat; das wäre ja die Gegend, in der die Sippe Tareh zuletzt gewohnt und aus der Abraham nach Kanaan gekommen war. Da würden wir verstehen, daß er in Gn 14, 13 „(H)Ibri" also „der aus dem Land (H)eber Gekommene" genannt wird. Da Heber-Hibri von einem Stamm kommt, der „Jenseits", „Herüberkommen" bedeutet, mochte man aus dem Namen auch herausgehört haben: „der von jenseits (des Euphrat) stammt." Das ist die eine Ansicht über die Deutung des Namens Hebräer. Eine zweite bringen wir im folgenden Abschnitt.

2. *Die Habiri-Frage*

Hieher gehört auch die geradezu berühmte Frage: Sind die Hebräer mit den Habiri, die wiederholt in den Profannachrichten auftauchen, identisch? Das Wort ist nämlich anscheinend gleichen Stammes mit Hebräer (Ibri). Diese Habiri werden schon um 2500 in Keilinschriften erwähnt; auch um 2200 werden Habiri in Südbabylonien, also in der zeitlichen und örtlichen Nachbarschaft der Sippe Tareh-Abraham, genannt; endlich ist in den Tell el Amarna-Briefen immer wieder von Habiri die Rede; über sie beklagt sich der ägyptische Statthalter von Urusalim (Jerusalem) in seinen Briefen an den König von Ägypten, daß sie alle Länder des Königs plündern und daß der gesamte ägyptische Besitz in Palästina verlorengehen wird, wenn der König keine Truppen schickt, um die Angriffe der Feinde abzuwehren. Das ist der eine Jammerruf, der durch diese Tell el Amarna-Briefe schrillt: König hilf gegen die Habiri, sonst ist es um deine Herrschaft in Palästina geschehen! Trotz der zugegebenen Gleichheit des Namens Hebräer-Habiri, trotz der zeitlichen und örtlichen Nähe (die Habiri etwas vor Abraham in Südbabylonien nicht weit von der Heimat des Patriarchen), trotz der ungefähren Gleichzeitigkeit des Vordringens der Habiri in Palästina mit der Eroberung Kanaans durch die Israeliten (um 1400), trotz der auffallenden Übereinstimmung, daß die Hebräer so wie die Habiri zuerst im Osten, in Babylonien erwähnt werden (Abraham in Ur und die Habiri etwas früher in Südbabylonien) und daß später Hebräer und Habiri zu gleicher Zeit in Palästina als Eroberer auftauchen, hat sich die Wissenschaft, ob offenbarungsgläubig oder nicht, bis jetzt nicht dazu entschließen können, Hebräer-Israeliten und Habiri gleichzusetzen. Es scheint nämlich bei all dem Verschiedenes dagegen zu sprechen.

Was die Habiri anlangt, die wie gesagt um 2200 in Südbabylonien inschriftlich festgestellt wurden, so darf man wohl annehmen, daß sie Hebräer-Habiri im weiteren und ursprünglichen Umfang sind, d. h. jene semitische Gruppe, der auch Abraham angehörte.

Jener Teil der Habiri, der von Abraham dem Hebräer herstammt, wären dann die Hebräer-Habiri im eingeengten Umfang; zu diesen würden selbstverständlich nicht nur die späteren Israeliten gehören, also die Linie Abraham, Isaak, Jakob, sondern auch die Abkömmlinge Ismaels und Esaus. Das Offenbarungsvolk selbst endlich, die Israeliten, also jene Gruppe der Nachkommen Abrahams, die von Jakob und seinen zwölf Söhnen abstammen (obwohl sich diesen im Lauf der Zeit nicht wenig fremdes Volkstum beimischte), sind dann die Hebräer-Habiri im engsten

Umfang, ein einzelner Zweig der Hebräer-Habiri, die profane Quellen, wie gesagt, vor Abraham in Südbabylonien erwähnen.

Gegen die Gleichsetzung der Habiri in den El Amarna-Briefen (also zur Zeit Josues und der Eroberung Kanaans durch die Israeliten) mit den Hebräern-Israeliten scheint vor allem zu sprechen, daß nach den El Amarna-Briefen das von den Habiri bedrängte Kanaan unter ägyptischer Herrschaft steht und daß sich die Angriffe der Habiri gegen diese richten, während das „Landnahmebuch", das Buch Josue, von einer solchen ägyptischen Herrschaft nichts zu wissen scheint und nur von den Kämpfen mit den Kleinfürsten Kanaans berichtet. Allein durchschlagend ist dieser Gegengrund nicht: Ägypten hat wenigstens im Innern Kanaans niemals eine totalitäre, durchgreifende Herrschaft ausgeübt; es hat die einzelnen Kleinstaaten bestehen lassen und sich mit der Anerkennung der ägyptischen Oberhoheit durch Tributleistung begnügt. Das war wohl in den besten Jahren der ägyptischen Herrschaft so. Zur Zeit Josues aber, unter Amenhotep III. (1410—1375), war sie schon sehr schattenhaft geworden und unter Amenhotep IV. (1375—1358) kaum mehr ein Schein. Die erobernden Israeliten hatten also als ernst zu nehmenden Gegner nur die Kleinfürsten Kanaans niederzuringen, die da und dort verstreuten ägyptischen Garnisonen hatten weniger zu bedeuten. Darum ist denn auch im Josuebuch nur vom Kampf gegen diese Kleinfürsten die Rede.

Man glaubt, daß die Habiri der Amarna-Briefe nicht die Israeliten (unter Josue) selbst sind, sondern ihre Verwandten, nämlich die Edomiten und Ismaeliten, die ja, wie gezeigt wurde, auch „Habiri" sind. Eine Stütze für diese Ansicht sieht man darin, daß in einem Amarna-Brief die Länder von „Scheri" genannt werden; man denkt dabei an Seir, das Gebiet der Edomiter. Es sei also der Angriff auf die ägyptische Herrschaft in Palästina von Edom aus erfolgt. Allein, ob das der Sinn der betreffenden Stelle ist (es heißt: „Feindschaft ist gegen mich zu den Ländern von Scheri"), scheint zweifelhaft; und übrigens ist es gar nicht sicher, daß unter dem Scheri des Amarna-Briefes wirklich Seir, d. h. Edom, zu verstehen ist.

Allerdings eine Schwierigkeit scheint der Gleichsetzung Habiri-Israeliten ernstlich entgegenzustehen: in einzelnen El Amarna-Briefen wird darüber Klage geführt, daß die Sa-Gaz die ägyptische Herrschaft im Norden (um Tripolis) zu stürzen suchen. Wenn nun dieses „Sa-Gaz" wirklich, wie heute allgemein angenommen, eine ideographische Schreibung für „Habiri" ist, dann wird die Gleichsetzung Habiri-Israeliten sehr zweifelhaft, denn wie kämen erobernde Israeliten zur Zeit Josues und etwas später so weit nach Norden. Freilich käme damit auch die andere Annahme ins

Wanken, daß nämlich die Habiri der Amarna-Briefe Verwandte der Israeliten, Edomiter, Ismaeliten seien, weil dagegen die gleiche Schwierigkeit geltend gemacht werden kann.

Wir werden gut tun, vorläufig noch von einem abschließenden Urteil abzusehen und neuere Feststellungen abzuwarten, die man vielleicht schon gemacht hat, die uns aber bis jetzt noch nicht erreichbar sind. Bis dahin kann uns genügen zu wissen, daß die Israeliten bei ihrem Eintritt in die Geschichte als Semiten erscheinen, die sprachlich die nächste Verwandtschaft mit den semitischen Kanaanitern, mit den Moabitern und Phönikern aufweisen. Ob der Semit Abraham in Ur und der semitische Stamm, dem er angehörte, in Mesopotamien eben diesen semitischen Dialekt redete, den die Israeliten später in Kanaan sprachen und der im Alten Testament niedergelegt ist, oder einen anderen, den sie aber in Kanaan aufgaben, um dafür den semitischen Dialekt Kanaans anzunehmen, läßt sich nicht ohne weiteres ausmachen. Unsicher ist auch, ob der früher erwähnte Name Eber mit Habiri etwas zu tun hat. Damit konnten ja verschiedene semitische Gegenden bezeichnet werden, namentlich mit Rücksicht auf ein Gebirge oder einen Fluß: Eber heißt ja jenseits, trans; man vgl. dazu: Transsylvanien, Transkaukasus u. dgl.

3. Kanaaniter und Amuriter

Seit den letzten Jahrzehnten scheinen bisher nicht geahnte Beziehungen zwischen Kanaan und Babylonien zu Tage zu treten. Man hat nämlich aus dem Vergleich der Namenbildung und der Zeitwortbildung, die sich in den Namensformen zeigt, erkannt, daß die Amuriter, welche um 2000 in Babylonien seßhaft wurden und unter Hammurapi ein babylonisches Großreich gründeten, sprachlich den semitischen Dialekten in Kanaan (also dem Hebräischen, Moabitischen, Phönikischen) am nächsten stehen, daß also die Amuriter und die Semiten in Kanaan eine sprachliche Zusammengehörigkeit ausmachen. Man nennt deshalb die Amuriter in Babylonien „Ostkanaanäer" und die Semiten in Kanaan (Israeliten, Moabiter, Phöniker) „Westkanaanäer". Nur haben sich die Ostkanaanäer viel später in Babylonien angesiedelt als die Westkanaanäer in Kanaan und sind in Babylonien von den semitischen Akkadern aufgesaugt worden, während die Westkanaanäer in Palästina ihre Sprache bewahrt haben. Daraus aber wird manches klar: Wenn die Semiten Kanaans eine frühe Abspaltung der Amuriter sind, dann verstehen wir, daß Syrien-Palästina in mesopotamischen Urkunden Mat Amurru, d. h. Amuruland genannt wurde, weil eben die dort wohnenden Semiten, die sogenannten Kanaanäer, Amuriter sind. Dazu stimmt auch, daß in der Bibel die Amorriter als die frühere Bevölkerung Kanaans aufscheinen

(z. B. Gn 15, 16). Vielleicht fällt von hier aus auch ein Licht auf die Frage: warum hatte Tareh, Abrahams Vater, von Anfang an die Absicht, ausgerechnet nach Kanaan zu ziehen? (Gn 11, 31). Wir haben hier wie so oft ein Ineinandergreifen von göttlichen und menschlichen Absichten; den göttlichen Plan kennen wir in seinen allgemeinen Linien; die Nachkommen Abrahams sollen dem Einfluß des polytheistischen Mittelpunktes Babel mehr entrückt in Kanaan die Träger des Monotheismus werden. Aber warum zieht's denn Tareh nach Kanaan? Man sagt: Tareh folgt da dem Drang der damaligen Zeit. Wie andere Semiten den Weg zum Mittelländischen Meer suchten, so wanderte auch er nach dieser Richtung. Wenn man aber weiß, daß damals in Kanaan ein Volk wohnte, das dem Volk, unter welchem Tareh in Babylonien lebte, nämlich den Amuritern, sehr nahestand, oder wenn vielleicht gar die Habiri-Hebräer selbst eine Gruppe der Amuriter, also der Ostkanaanäer bildeten und somit nächste Verwandte der Westkanaanäer in Kanaan waren, dann wird man es um so mehr begreiflich finden, daß auf der Suche nach einer neuen Heimat Tarehs Wahl gerade auf Kanaan fiel.

Warum er überhaupt Ur verließ, ist allerdings wieder eine Frage; vielleicht waren es die unsicheren politischen Verhältnisse, etwa die sich anmeldenden Kämpfe um die Vorherrschaft in Babylonien, die ein Verlassen des vulkanischen Bodens rätlich erscheinen ließen.

4. Die nächsten Verwandten

Die nächsten Verwandten der Israeliten sind zunächst die *Ismaeliten*. Sie sind die Nachkommen Ismaels, des Sohnes des Abraham und der Hagar. Sie lebten als Nomaden und vermittelten den Handel zwischen Ägypten und Palästina. Deshalb verstand man in der Folge unter „Ismaeliten" überhaupt Händler ohne Rücksicht auf Volkstum und Rasse. Bekanntlich ist nach muhamedanischer Auffassung nicht Isaak der Träger der göttlichen Verheißungen, sondern Ismael.

Ganz nahe Verwandte der Israeliten sind ferner die *Edomiter;* ihr Stammvater ist Esau, und ihr Gebiet südlich vom Toten Meer zu beiden Seiten des Seir-Gebirges bis zum Golf von Akabah hin. Das Kapitel 36 der Genesis bringt wertvolle Nachrichten über die Nachkommen Esaus, über die politische Gestaltung Edoms als Wahlkönigtum und über die Urbevölkerung, die Choriter, die von den Edomitern aufgesaugt wurden. Weiter sind als nahe Verwandte der Israeliten die Moabiter und die Ammoniter zu nennen. Die *Moabiter* sind das Volk, aus dem Ruth, die Ahnfrau Davids, stammt. Ihr Land reicht vom Südende des Toten Meeres bis zum Arnonfluß. Die *Ammoniter* haben ihr Gebiet nördlich davon. Beide

stammen nach Gn 19, 30—38 von Lot und seinen Töchtern ab. Von der Sprache der Edomiter und Ammoniter haben wir keine Überlieferung außer Eigennamen in der Bibel und in der Profangeschichte, hingegen können wir uns vom Moabitischen eine ganz gute Vorstellung machen: es ist nämlich ein längerer Text auf dem sogenannten Mescha-Stein erhalten, auf welchem König Mescha von Moab seinen Sieg über Israel nach dem Tode Achabs (853) unter Ochozias von Israel verherrlicht. Diese Inschrift ergänzt und beleuchtet in willkommener Weise die Nachricht des zweiten Königsbuches 1, 1 und 3, 4—5. Sprachlich nahe Verwandte der Israeliten sind endlich die *Phöniker* und die *Punier*. Das Phönikisch-Punische — wesentlich ein und dieselbe Sprache — ist uns in einer bedeutenden Zahl von Inschriften, freilich in vokalloser Konsonantenschrift, erhalten.

Das Moabitische, das Phönikisch-Punische und das Hebräische stehen wenigstens nach Ausweis der vokallosen Schrift einander außerordentlich nahe, so daß sie eigentlich nur als Dialekte ein und derselben Sprache, nämlich des Kanaanäischen, betrachtet werden können. Freilich, wenn man die Vokale kennte, würde die Verschiedenheit stärker zutage treten, aber immerhin wird eine gegenseitige Verständigung nicht sonderlich schwierig gewesen sein. Ganz ähnlich dürfen wir uns wohl auch die Sprachen der Edomiter und Ammoniter vorstellen, wie das die in Bibel und Profanliteratur erhaltenen Namen zu bestätigen scheinen.

5. Ugarit

Das Jahr 1929 brachte eine große Überraschung: Bei Ras Shamrah (in Syrien an der Küste gegenüber der Nordostspitze Kyperns) wurde eine Stadtanlage aufgedeckt, in welcher eine große Zahl von beschrifteten Tontafeln zum Vorschein kamen. Unter diesen befanden sich auch solche, die in einer semitischen Sprache abgefaßt waren, welche sich als sehr alte Form des eben besprochenen Kanaanäisch herausstellte. Die ausgegrabene Stadt ist *Ugarit;* ihr Name wird in den El Amarna-Briefen erwähnt und wurde auch schon in den neugefundenen Texten von Ras Shamrah festgestellt. Wir haben hier in Ras Shamrah einen Mittelpunkt der alten kanaanäischen Kultur vor uns, die etwa im 15., 14. Jahrhundert ihre Blütezeit hatte.

Nach all dem sind also die Israeliten nicht ein kleiner, völlig isolierter Volkssplitter innerhalb der großen semitischen Völkerfamilie, sondern sie gehören in der semitischen Gesamtheit einem größeren Volksganzen an, das sich etwa vom Golf von Akabah bis gegen den Golf von Issus hin erstreckt, das seine eigene Kultur und Religion entwickelt hat und auch sprachlich, von dialektischen Eigenheiten abgesehen, eine gewisse Einheit darstellt. Es ist das

der westliche Schenkel des semitischen Kulturbereiches, der im Süden die Verbindung mit der ägyptischen Kultur herstellt und im Norden auf den östlichen Schenkel des Semitentums stößt, der in der Richtung des Euphrat und Tigris nach Südosten verläuft und den Anschluß an die Kulturen des Ostens — Persiens, Indiens — sichert.

6. Die ferneren Verwandten

Wenn wir von ferneren Verwandten sprechen, so tun wir das mit einem Blick auf die soeben besprochenen nächsten Verwandten, die einander so nahe stehen, daß sie eigentlich nur eine einzige mundartlich verschiedene Sprache sprechen. Die von uns als „fernere" Verwandte gekennzeichneten semitischen Völker und Sprachen stehen in Wirklichkeit einander ebenfalls sehr nahe, ungefähr im gleichen Maße wie die einzelnen romanischen oder slawischen Völker und Sprachen. Es handelt sich hier — um die wichtigsten zu nennen — um die Akkader, Aramäer, Araber, Südaraber und Äthiopier.

a) *Die Akkader.* Das sind die semitischen Babylonier und Assyrer, welche die Großstaaten am Euphrat und Tigris begründet und uns die riesige Keilschriftliteratur hinterlassen haben. Die schriftlichen Denkmäler ihres Kulturlebens reichen in die Zeit Sargons I. zurück, der, wie früher dargelegt, um 2630 die erste semitische Großmacht in Mesopotamien aufrichtete und in Akkad, im nördlichen Babylonien, seinen Herrschaftssitz hatte. Dieses Akkad wird in Gn 10, 9 unter den Städten aufgezählt, die Nimrod beherrschte. Von dieser Stadt hat Volk und Sprache den Namen Akkader, akkadisch. Akkad als Land ist der nördliche Teil von Babylonien, Sumer der südliche. Das Akkadische ist trotz mancher Verfallserscheinungen auf lautlichem Gebiet — offenbar durch den Einfluß der Sumerer und anderer nichtsemitischer Völker — die altertümlichste semitische Sprache.

b) *Die Aramäer.* Ihre Sprache unterscheidet sich durch den Konsonantenbestand vom Kanaanäischen und hat das Determinativelement, den „Artikel" beim Nomen rückwärts, während ihn die anderen semitischen Sprachen, soweit sie einen solchen entwickelt haben, vor das Nomen stellen. Das Aramäische erinnert in diesem Stück an das Skandinavische, z. B. das Dänische, das auch den Artikel an das Nomen anhängt, oder an das Rumänische, Bulgarische, Albanische, die, sonst einander ferne stehend, diese Spracheigentümlichkeit gemeinsam haben. Nicht gering ist auch die Verschiedenheit des Wortschatzes im Aramäischen und Hebräischen. Ein Israelit vermochte also einen Aramäer nicht ohne weiteres zu verstehen. Man vergleiche dazu 2 Kg 18, 26: Der Gesandte des Senacherib hat den Gesandten des Ezechias in

hebräischer Sprache klargemacht, daß jeder Widerstand gegen die assyrische Heeresmacht vergebens sei. Daraufhin beschworen diese den Assyrer: „Sprich doch aramäisch, das verstehen wir (Abgesandte) ja, aber rede nicht hebräisch vor den Leuten, die auf der Mauer stehen." Das gewöhnliche Volk verstand demnach das Aramäische nicht, sondern nur die Abgesandten des judäischen Königs, weil sie es wohl in der Diplomatenschule erlernt hatten.

Aus einer Stelle bei Amos 9, 7, die besagt, daß Gott die Aramäer aus Kir geführt hat, wäre zu schließen, daß sie ursprünglich irgendwo östlich von Babylonien ihre Wohnsitze hatten, denn dort sucht man das Kir. In geschichtlicher Zeit treffen wir sie zuerst im nördlichsten Mesopotamien, von wo aus sie sich über einen großen Teil von Vorderasien verbreiteten. Das Nähere hierüber wird später besprochen werden. In einer Beziehung ist die Sprache der Aramäer die berühmteste der Welt: sie ist die Muttersprache Christi.

c) *Die Araber.* Ihre Sprache ist ursprünglich auf einen Teil Arabiens beschränkt. Dieses Volk hat in der alten Welt am großen Weltgeschehen keinen nennenswerten Anteil genommen, erst mit Muhammed betreten sie die Weltbühne.

d) *Die Südaraber.* Zu ihnen gehören die Minäer, die etwa 1000 v. Chr. ein Reich in Südarabien besaßen, und die Sabäer. Diese wohnten bis zum 8. Jahrhundert in Nordarabien — ihre Königin besuchte bekanntlich den König Salomo. Später wanderten sie nach Südarabien und begründeten dort ein Sabäerreich. Hieher sind auch die Katabanen und Hadramauten zu rechnen.

e) *Die Äthiopier.* Sie sind Südaraber, die nach Afrika hinübergewandert sind. Die alte Sprache, die gewöhnlich Äthiopisch oder mit dem bodenständigen Namen „Geez" genannt wird, ist heute nicht Sprache des Volkes, sondern die offizielle Sprache der äthiopischen Kirche. Die heutige Reichssprache ist das Amharische. Im nördlichen Abessinien wird das Tigrenya und noch weiter nördlich, im nördlichen Erythrea, das Tigré gesprochen. Alle diese semitischen Sprachen Abessiniens haben zwar einen semitischen Wortschatz, aber ihre Syntax ist sehr unsemitisch, nach unseren Begriffen äußerst ungewöhnlich und verwickelt, so daß sich ein Europäer nur schwer in diese Art sprachlichen Ausdrucks hineinzufinden vermag. Diese semitischen Sprachen Abessiniens haben nämlich die Syntax der kuschitischen Sprachen übernommen oder genauer gesagt: Die Mischung ist so stark kuschitisch betont, daß sich in der Sprache dieser Mischung zwar die semitischen Wörter durchsetzen konnten, nicht aber die semitische Sprachdenkart. Diese Kuschiten haben im Umgang mit Semiten wohl gelernt, semitische Wörter zu sagen, aber es nicht erlernt, sprachlich semitisch zu denken; das Wort haftet eben bloß an der

Zunge — das läßt sich leichter lernen —, die Syntax aber, die sprachliche Denkform, ist sozusagen an der Seele angewachsen — das läßt sich schwer erlernen. Übrigens — um nicht ein unvollständiges und damit ein falsches Bild zu geben — sei bemerkt, daß auch den Kuschiten diese verwickelte Syntax ursprünglich nicht zu eigen ist, diese haben sie ihrerseits von den Nubiern übernommen, die heute im Gebiet des Nil südlich vom 20. Breitegrad und in Kordofan wohnen.

7. Das Verhältnis zur hamitischen Gruppe

Der Vollständigkeit halber sei auch diese Frage berührt. Die Hamiten wohnen in Nordafrika und umfassen hauptsächlich die Ägypter, die Berber und die Kuschiten. Das *Ägyptische,* die Sprache des uralten Kulturvolkes am Nil, ist uns aus einer überaus reichen Literatur freilich nur dem Konsonantenbestand nach bekannt; es wurde seit der hellenistischen Zeit immer mehr vom Griechischen zurückgedrängt. Durch das Christentum aber erlebte es eine Auferstehung und eine literarische Nachblüte. Dieses jüngste Ägyptisch nennt man Koptisch (aus aigypt — mit abgestoßenem ai); es wird mit griechischen Großbuchstaben geschrieben, so daß wir auch die Vokale dieser jüngsten ägyptischen Sprachform kennen. Dieses Ägyptisch in seiner letzten Gestalt erhielt sich in bescheidenem Ausmaß neben dem Arabischen als Umgangssprache bis in das 15. Jahrhundert n. Chr. Das ehrwürdige Ägyptisch hat demnach als lebende Sprache ein geschichtlich feststellbares Alter von gut 4400 Jahren erreicht (3000 v. Chr. bis 1400 n. Chr.). Als Kirchensprache wird es von den koptischen Christen heute noch verwendet.

Die *Berber* wohnen vom Westrand des Niltals bis zum Atlantischen Ozean und vom Mittelländischen Meer südwärts bis zu einer Linie, die etwa durch die Punkte Senegalmündung—Tsad-See bestimmt ist, freilich heute vielfach unterbrochen, umgeben, durchsetzt und immer mehr aufgesaugt vom Arabischen. Hieher gehört z. B. das Kabylische.

Das *Kuschitische* spricht man längs der Küste des Roten Meeres und von da landeinwärts bis gegen den Nil, ferner im Somaliland und in Abessinien neben der semitischen Landessprache und dem Arabischen. Eine Menge von Einzelsprachen gehören hieher, am bekanntesten sind das Galla und Somali. Als Österreicher wollen wir hier mit Stolz vermerken, daß der Erforscher dieser außerordentlich verwickelten Sprachen der Steiermärker Dr. Leo Reinisch ist.

Die Hamiten sind mit den Semiten sprachlich verwandt. Sie stellen das e i n e große Kulturvolk des alten vorderen Orients, nämlich die Ägypter, während die Semiten das z w e i t e hervorbringen, nämlich die Akkader.

8. Semiten und Indogermanen

Uns Indogermanen reizt die Frage: Haben die semitischen Israeliten, die Träger der alttestamentlichen Offenbarung, auch greifbare völkische, sprachliche Beziehungen zu uns Indogermanen? In den letzten Jahrzehnten hat man in fachwissenschaftlichen Kreisen eine sprachliche Verwandtschaft zwischen Semiten und Indogermanen mit aller Bestimmtheit für unmöglich erklärt. In Wahrheit aber ist diese Verwandtschaft ziemlich sicher und in neuester Zeit mehren sich die Stimmen, die sich zu ihr bekennen. Indogermanisch und Semitisch-Hamitisch weisen nämlich Gemeinsamkeiten auf, die kaum auf Zufall beruhen können. Sie seien nur ganz kurz angedeutet — eine erschöpfende Darlegung würde ja den Rahmen unserer Arbeit sprengen.

a) Die indogermanischen und semitisch-hamitischen Sprachen haben eine richtige Flexion, d. h. eine Abänderung des Nomens und des Verbums zum Ausdruck grammatikalischer Verhältnisse, durch Anfügung von Elementen, die für sich keine Wörter sind, die alleinstehend für sich keinen Sinn geben (obwohl sie in einem früheren Stadium selbständige, für sich sinngebende Wörter waren). b) Sie haben ein grammatikalisches Geschlecht, das sich durchaus nicht überall mit dem Sexus deckt, und das auch Wörtern zu eigen ist, die mit dem Sexus nichts zu tun haben. c) Alle diese Sprachen zeigen innere Abwandlung (werfen, warf, geworfen); sie ist stärker im Semitischen als im Indogermanischen, am stärksten im Assyrischen und Arabischen entwickelt. Erhärtet wird das Gesagte noch durch die Tatsache, daß das grammatikalische Geschlecht und die innere Abwandlung ganz singuläre Erscheinungen im Sprachleben sind und in dieser Ausprägung nur im Semitisch-Hamitischen und Indogermanischen vorkommen.

Immerhin ist diese sprachliche Brücke zwischen Semiten und Indogermanen von Bedeutung; sie sagt uns, daß uns keine unausfüllbare Kluft von der semitischen Welt trennt, in deren Mitte die alttestamentliche Offenbarung erfolgte.

B. Die rassische Zugehörigkeit Israels

1. Die zwei Hauptrassen Vorderasiens

Ein Unbefangener wird vielleicht meinen, die Israeliten gehören jener Rasse an, die den semitischen Völkern zu eigen ist. Diese den Semiten eigene Rasse weist einen langen, schmalen Schädel auf, ein schmales Gesicht und eine schmale, feingebogene Nase. Man nennt sie die *orientalische Rasse* oder auch — weil sie der Mittelmeerrasse nahesteht — die orientalische Variante der Mittelmeerrasse. Zu dieser zählen namentlich die heutigen Araber, soweit sie diese Merkmale bewahrt und nicht etwa fremde Rassenmerkmale dafür eingetauscht haben, oder sagen wir: soweit

diese heute als Araber angesprochenen Menschen wirklich Araber sind und nicht etwa z. B. Ägypter, die das Arabische als Muttersprache angenommen haben. Die Araber betrachten die eben beschriebenen Nasen als Merkmal ihrer Rasse und wer eine solche hat, heißt „ashamm", und wenn man von einem sagt: er ist „ashamm", so bedeutet das eine Auszeichnung, d. h. er ist von edler, vornehmer Abkunft oder er trägt die Züge eines solchen. Der vielgenannte König von Arabien, Ibn Saud, kann sich solcher Züge und einer solchen echt semitischen Arabernase rühmen.

Unter den Israeliten-Juden finden sich wohl auch solche Typen, aber in sehr vielen Fällen spielt hier eine andere Rasse herein oder kommt allein zur Geltung, nämlich die sogenannte *vorderasiatische oder armenoide Rasse:* Der Kopf ist kurz und rund, das Gesicht mäßig lang und breit, und besonders kennzeichnend ist die kräftige, oft fleischige Habichtsnase. Wenn man vom jüdischen Typus spricht, denkt man gewöhnlich an diese Rassenmerkmale und meint, daß das die ureigensten rassischen Kennzeichen der Israeliten-Juden sind, ja man glaubt vielleicht gar, daß sie nur ihnen zukommen. In Wahrheit verhält sich aber die Sache ganz anders: der Typus, den wir gewöhnlich als den echt israelitischen ansehen, kann nicht ihr eigentlicher und ursprünglicher sein, denn die Israeliten sind ja Semiten, und der den Semiten von Haus aus eigene Typus ist ja der zuerst beschriebene, der orientalische oder die orientalische Variante der Mittelmeerrasse: lange, schmale Schädel, schmales Gesicht, schmale, feingebogene Nase. Die Israeliten haben demnach zum großen Teil diesen ihren ursprünglichen semitischen Typus mit den Merkmalen der vorderasiatischen oder armenoiden Rasse vermischt oder überhaupt aufgegeben und tragen nur den vorderasiatischen Typus zur Schau, jenen Typus, den man heute allgemein fälschlich als den echt semitisch-jüdischen bezeichnet.

Im folgenden werden wir der Frage nachspüren, welche Völker des alten Morgenlandes die eigentlichen Träger dieser vorderasiatischen (armenoiden) Rassenmerkmale sind, wem also die Juden ihren sogenannten semitischen Typus mittelbar oder unmittelbar zu verdanken haben. Zu diesem Zweck werden wir die sprachliche und rassische Zugehörigkeit von Völkern, die im 2. und 3. Jahrtausend und noch früher im vorderasiatischen Raum lebten, darlegen und jene Völker festzustellen suchen, die als erste Träger dieser Merkmale auftreten.

Da haben wir zunächst die *Sumerer,* die wir vorläufig als ältestes Volk Babyloniens kennen. Ihre völkische Zuständigkeit ist bis heute noch nicht klargestellt; ihre Sprache ist zwar in vielen Denkmälern erhalten, abgesehen von der immer noch nicht sicher erkannten Funktion der zahlreichen Verbalpartikeln auch

der Hauptsache nach erforscht, aber es ist bis jetzt noch nicht gelungen, sie einem bestimmten Sprachstamm zuzuweisen. Mit dem Semitischen hat sie jedenfalls nichts zu tun. Eines kann festgestellt werden: Die Konstruktion des Genitivs und die Verwendung der vorher erwähnten Verbalpartikeln erinnert einfach verblüffend an ähnliche Erscheinungen in südkaukasischen Sprachen, z. B. im Georgischen, und diese Übereinstimmung ist um so auffallender, als die genannten sprachlichen Eigenheiten ein fast einzigartiges Charakteristikum beider Sprachgruppen, des Sumerischen und Südkaukasischen, sind, die sich wenigstens in dieser Art kaum anderswo finden. Eine ausgiebige Verwendung von Orts- und Richtungspartikeln findet sich auch in Somali. Andererseits erinnert die ausnahmslose Endstellung des Verbum finitum an das Türkische, Japanische und Drawidische (in Südindien) und auch an das Indogermanische, das allerdings diese Sprachgewohnheit in seinen europäischen Vertretern aufgehoben hat. Übrigens hat man den Eindruck, daß die syntaktische Gestaltung des Sumerischen nicht geradlinig ist, sondern von anderen Sprachen beeinflußt wurde.

Die Rasse der Sumerer ist nicht einheitlich: man hat Köpfe gefunden, die dem orientalischen Mittelmeertypus zuzurechnen sind und außerdem solche mit mächtigen Adlernasen, die man der armenoiden oder vorderasiatischen Rasse zuteilt. Im früher erwähnten königlichen Friedhof der ersten Urdynastie (2900/2800) fand man eine Darstellung von 17 Personen, die alle dieses Merkmal aufweisen. Ebenso hat sich auch der erste Herrscher von Lagasch, der ungefähr derselben Zeit angehört, samt seinen Söhnen mit derartigen auffallend großen Nasen darstellen lassen. Beim Anblick dieser Figuren gewinnt man geradezu den Eindruck, daß der Darsteller die Groß- und Krummnasigkeit bewußt stark hervortreten lassen wollte, weil er sie als einen Vorzug betrachtete, so wie die Araber auf ihren Typus stolz sind und für ihre Nasen einen eigenen ehrenden Kunstausdruck geprägt haben.

Östlich von Babylonien wohnen die *Elamiter*. Ihre politische Rolle haben wir früher angedeutet. Sprachlich gehören sie wohl zur südkaukasischen Gruppe. Rassisch läßt sich über sie nichts Bestimmtes sagen; man sagt, sie seien stark gemischt.

Die semitischen *Akkader,* die Babylonier und Assyrer, die Kulturerben der Sumerer, weisen nicht selten den semitischen Typus auf: die orientalische Variante der Mittelmeerrasse. Aber daneben ist auch die vorderasiatische Rasse vertreten, und zwar in Assyrien weit mehr als in Babylonien.

Auch bei den *Aramäern,* die, wie gesagt, zuerst westlich des Euphrat und in der Gegend von Haran auftauchen, können wir

neben den semitischen Rassenmerkmalen sehr oft die der armenoiden Rasse beobachten.

Wir gehen nach Kleinasien hinüber. Hier in der Mitte der Halbinsel treffen wir die *Hethiter;* sie sind, wie erwähnt, Indogermanen und haben hier als solche, soweit bekannt, das erste indogermanische Reich aufgerichtet. Und die große Überraschung: auch die Hethiter, diese Indogermanen in Kleinasien, die ja sprachlich mit Sumerern und Juden nichts zu tun haben, zeigen den groß- und krummnasigen Typus, den wir an Sumerern, Israeliten und Akkadern festgestellt haben.

Wir ziehen jetzt das Gebiet zwischen dem Mittelländischen Meer und den Gebirgszügen östlich vom Tigris in den Kreis unserer Betrachtung. In dieser Gegend und südwärts davon hatte um die Mitte des 2. Jahrtausends ein Volk namens *Churri* einen Staat gebildet, der gewöhnlich Mitanni genannt wird. Eine Zeitlang war er führende Macht in Vorderasien, der auch Assyrien in den Sack steckte und dem gegenüber selbst das Hethiterreich klein beigeben mußte. Die Sprache zeigt irgend eine Verwandtschaft mit dem Sumerischen und dem Südkaukasischen, z. B. dem Georgischen, wenigstens bezüglich der Genitivkonstruktion. Wieder treffen wir bei ihnen den armenoiden Großnasentypus, wie bei den schon erwähnten Völkern, den Sumerern, Juden, Akkadern, Aramäern und Hethitern.

Diese Churri müssen wir uns etwas genauer anschauen; sie dürften einmal eine weitere Verbreitung gehabt haben. Die Bibel erzählt wenigstens von einem Volk der Chor. Im 14. Kapitel der Genesis werden sie unter den Völkern aufgezählt, denen die Euphratkönige eine Niederlage beibrachten. Als ihr Wohnsitz wird das Gebirge Seir angegeben. In Gen 36, 20 ff. werden sie als ursprüngliche Bewohner des Edomiterlandes (südlich vom Toten Meer) bezeichnet. Aus diesem Kapitel ersieht man auch, daß diese Chor von den Edomitern allmählich aufgesaugt wurden.

Heute ist man allgemein der Ansicht, daß die Chor der Bibel mit den Churri in Syrien und Obermesopotamien identisch sind und tatsächlich die früheren Bewohner nicht bloß von Edom, sondern von Palästina und Syrien überhaupt bis hinauf in die Berge Armeniens und in die Gegend des oberen Tigris sind. Dazu stimmt, daß auch die Ägypter einen ähnlichen Namen kennen, der etwa charu oder choru zu sprechen ist. Damit wird von ihnen von etwa 1580 an einige Jahrhunderte hindurch Syrien und Palästina bezeichnet (weiter nach Norden und Osten sind ja die Ägypter nicht gekommen). Das ist eben die Zeit, in der diese Churri eine politische Rolle innegehabt haben. Das kann kein Zufall sein: Hinter den Churri der Keilschriftnachrichten, hinter den Chorim der Bibel und den Choru der Ägypter steckt ein und dasselbe

Volk, nämlich die Churriter, die den Staat Mitanni errichtet haben.

Wir haben demnach auf unserem Rundgang zwei Rassentypen feststellen können: der eine ist der eigentlich semitische: die orientalische Variante der Mittelmeerrasse; er ist aber beileibe nicht bei allen Semiten zu treffen. Außerdem gehört diesem Typus ein Teil der Sumerer an, die keine Semiten sind. Der zweite Typus, der vorderasiatische, auch armenoide genannt, findet sich bei den Sumerern und Churri, die weder Semiten noch Indogermanen sind, bei den Israeliten, Aramäern und Akkadern, die Semiten sind, und endlich bei den Hethitern, die sprachlich Indogermanen sind.

Die vorderasiatisch-armenoide Rasse erstreckt sich demnach über große Teile Kleinasiens (Hethiter), quer über den oberen Euphrat und Tigris und über den Tigris hinaus nach Osten (Churriter und assyrische Akkader), teilweise über Babylonien (Sumerer und babylonische Akkader) und endlich über Syrien und Palästina (Aramäer und Israeliten). Ursprünglich semitisch können diese Rassenmerkmale nicht sein, obwohl sie auch semitischen Völkern zu eigen sind, denn den semitischen Typus kennen wir ja: er ist anders geartet. Ursprünglich hethitisch können sie gleichfalls nicht sein, denn die Hethiter mußten als Indogermanen früher eben Rassenmerkmale haben, die bei den Indogermanen heimisch sind. Also bleiben vorläufig als erste Träger dieser Merkmale nur die Sumerer und die Churri übrig. „Vorläufig" sagen wir — bis vielleicht einmal ein Volk aus Ruinen auftaucht, das sich als noch älterer Besitzer dieser Rassenzeichen erweist. Bezeichnend ist, daß überall dort, wo Churrinamen als Zeugen einer frühern Bevölkerung anzutreffen sind, auch diese hakennasigen Kurzschädel auftreten.

Soweit ist die Frage klargestellt. Wie die Hethiter ihren indogermanischen Typus aufgaben und den großnasigen annahmen, so wechselten auch die Israeliten (und andere Semiten) zum selben Typus hinüber. Und wie wir im Lauf unserer Darlegung gezeigt haben, konnten die Israeliten einem solchen Wandel kaum entgehen. Schon in Ur lebten ihre Ahnen mit einem solchen Schlag zusammen, und wenn sie dort ihren semitischen Typus rein bewahrt haben sollten, warteten ihnen die churritischen und hethitischen Krummnasen in Palästina bei ihrem Einzug unter Abraham schon vor, und eine Vermischung konnte nicht ausbleiben und blieb auch nicht aus, wie aus den Berichten der Bibel hervorgeht. Und später wurden die Israeliten nach der Zerstörung des Nord- und Südreiches wieder nach Gegenden verschleppt, in denen dieser Typus stark vertreten war. Das konnte nur zur Steigerung dieser Rassenmerkmale beitragen. Wie ein Nachhall der Geschichte der Rassengestaltung Israels klingen die Worte, die Ezechiel 16, 3, an

Jerusalem richtet: „Dein Vater ist der Amoräer und deine Mutter Hethiterin." Der Amoräer als Vertreter der semitischen Ahnen (obwohl auch sie schon in den ältesten Darstellungen nicht semitischen, sondern vorderasiatischen Typus zeigen) und die hethitische Mutter als Vertreterin der vorderasiatischen Rasse.

Diese vorderasiatischen Rassenkennzeichen haben auch die Armenier abbekommen, die doch wenigstens sprachlich unverdächtige Indogermanen sind. Manche behaupten sogar, daß Jude und Armenier zum Verwechseln ähnlich seien. Die Sache ist auch klar: sie wohnen eben dort, wo der churritische Menschenschlag zu Hause war. Ja, die Rasse selbst wird auch „armenoid" genannt, weil sie in den ältesten Zeiten auf dem Boden des heutigen Armenien anzutreffen ist, und die Armenier typische Träger dieser Rassenmerkmale sind. Auch bei den ebenfalls indogermanischen Persern ist dieser Typus stark heimisch.

2. Zur Herkunft des vorderasiatischen (armenoiden) Typus

Die Wegzeiger weisen auf den *Kaukasus* hin. Das ganze Gebiet nämlich, das wir als Boden der krummnasigen Kurzschädel kennengelernt haben, verrät rassisch und sprachlich enge Beziehungen dorthin. Zunächst rassisch: Die kaukasischen Völker, die hier in Betracht kommen, haben nämlich eine ähnliche Kopf- und Gesichtsbildung; vor allem zeichnen sie sich durch kräftige, gekrümmte Nasen aus. Dirr, der bekannte Kenner der kaukasischen Völker und Sprachen, hebt in seiner grusinischen Grammatik. Seite VI, die kurzen Schädel und das „Ungetüm" von einer Nase hervor. Dann sprachlich: wir haben ja früher dargetan, daß sich — man kann sagen — seltsame Eigentümlichkeiten der Sprachen der großnasigen Rasse (der Sumerer und Churri wenigstens) in kaukasischen Sprachen wiederfinden. Ferner sei auf eine Tatsache hingewiesen[1]): Im Kaukasus und im Gebiet der armenoiden Rasse in Vorderasien finden wir überallhin verstreut geographische Namen, die mit dem Wort oder Wortbestandteil kas oder kos gebildet sind. Dieses kas finden wir vor allem im geographischen Namen Kaukasus — Kaukasos. Die Endung os ist selbstverständlich durch die Griechen hinzugefügt worden, die erst dann ihren Seelenfrieden fanden, wenn sie ein wildfremdes Wort mit ihrer griechischen Nominativendung os versehen sahen, wie ja auch die heutigen Litauer und Letten an alle fremden Namen, die ihnen auf die Zunge kommen, dieselbe indogermanische Nominativendung as, bzw. s anhängen. Ferner haben wir im Kaukasus den Bergnamen Kasbek. Außerdem kennen wir dort ein Volk der Kaspier südlich vom unteren Araxes, der Kaspische See hat von ihnen den Namen. In diesen und ähnlichen Namen treffen wir

[1]) Ich folge hier: Hrozny, Die älteste Geschichte Vorderasiens. Prag 1940.

die Endsilbe bi; sie ist eine Pluralendung des Georgischen (im Elamischen pi); demnach wäre Kaspi die Mehrzahl von Kas: die Kaser, vielleicht ein Volk. Der Kaspische See wäre dann der See der Kasper. Die Heimatstadt Abrahams ist Ur, genauer Ur Kasdim. Nebenbei gesagt, ein schlagender Beweis für das hohe Alter des biblischen Berichtes, denn Kasdu ist die älteste Benennung dieser Gegend um Ur, erst in der Mitte des 2. Jahrtausends taucht nach einem bestimmten Lautgesetz die Form Kardu und noch später Kaldu auf. Man hat später die Bezeichnung Kald, Chald für gewisse semitische Stämme verwendet, die hier, um Ur Kasdim, am unteren Euphrat wohnten, und so sprach man vom semitischen Volk der Chaldäer, von einer chaldäischen Sprache, aber anfänglich war mit diesem „kas" eines jener Völker gemeint, deren Name aus dem Wort oder Wortbestandteil kas gebildet oder damit zusammengesetzt war, jenem kas, das, wie gesagt, unter anderem in Kaukasus steckt. Also hieße Ur Kasdim (ur bedeutet im Sumerischen Stadt), die Stadt der Kas oder wenn das *d* der Endsilbe dim von einem Wort du, da, welches Land bedeutet, stammt: Stadt des Kaslandes.

Auch der Name des Volkes der Kossäer, besser „Kosser", wird wohl hieher gehören. Sie fielen 1746 in Babylonien ein und beherrschten es bis 1171. Und nicht bloß das Element „kos" weist auf den Kaukasus hin, sondern auch ihre allerdings in kümmerlichen Resten erhaltene Sprache bekundet Verwandtschaft mit dem Kaukasischen.

Am oberen Halys hauste um die Mitte des 2. Jahrtausends ein Volk, dessen Name ebenfalls den Wortbestandteil kas enthält, die Kaska, die dem jüngeren Hethiterreich schwere Sorgen bereiteten. Möglicherweise ist auch die erste Silbe im Namen der älteren hethitischen Hauptstadt Kussar mit dem kaukasischen kas identisch.

Diese Silbe kas erinnert an geographische Namen, in denen gewisse Wortbestandteile oder Silben wiederkehren, z. B. an Flußnamen in Ost- und Mitteleuropa, die das Element don, dan enthalten: Don, Donez, Donau, Dunajec oder an die Flußnamen Ipf zwischen der unteren Traun und Enns, Ipfbach, Sankt Mareiner Ipf u. dgl. Solche immer wiederkehrende Namen und Namenteile sind Reste der Sprache einer früheren Bevölkerung des betreffenden Gebietes. Das gilt von don, dan, ipf und kas. Der im Kaukasus und in Vorderasien immer wieder vorkommende Wortbestandteil kas verrät ein Volk, das in diesen Gebieten einst wohnte oder doch seinen Einfluß geltend machte. Daraus geht hervor, daß der Kaukasus und Vorderasien völkergeschichtlich zusammengehören. Und so ist es auch verständlich, daß wir die Krummnasen auf diesem ganzen Gebiete antreffen.

Der Einfluß dieser Rasse läßt sich bis in die Pyrenäische Halbinsel verfolgen. Und wieder finden wir auch hier einen sprachlichen Hinweis auf den Kaukasus. Der alte Name Spaniens war Iberia; und — überraschend genug — auch im Kaukasus gibt es eine Landschaft Iberien.

3. Andere rassische Beimischungen

Noch eine Völkergruppe ist seit sehr früher Zeit mit den Israeliten in Berührung gekommen, die *Indogermanen*. Hier müssen wir vor allem zuerst die *Hethiter* nennen. Hethiter und Israeliten haben ja seit der Patriarchenzeit in Palästina mitsammen gelebt. Ephron, von dem Abraham die Grabstätte kaufte, war Hethiter. Angehörige dieses Volkes werden in Kanaan da und dort in größeren und kleineren Gemeinschaften gewohnt haben. So war auch Urias, der Mann der Bathsheba, ein Hethiter.

In der letzten Zeit hat man aber in Gegenden, in welchen Israeliten wenigstens zeitweise — als Verbannte — wohnten, noch andere indogermanische Völker entdeckt. So waren z. B. die *Kosser,* welche, wie bereits gesagt, über 500 Jahre über Babylonien herrschten und die kaukasischer Herkunft waren, mit Ariern vermischt, und zwar scheint gerade die herrschende Schicht arisch gewesen zu sein. Unter ihren Herrschernamen gibt es nämlich solche, die indisches oder iranisches Gepräge haben. Sie weisen die sigmatische Nominativbildung auf, wie wir sie im lateinischen hortus, plebs, im griechischen lógos, phlébs, im gothischen dags, im altnordischen dagr (das s zu r gewandelt), im litauischen diewas (Gott), im Sanskrit devas (Gott) haben; z. B. heißen zwei Könige Kastilias und Abirattas. Im Königsnamen Nazimaruttas scheint das indische Wort marut = Wind zu stecken, und der Name Sagaraktisurias enthält ohne Zweifel die indischen Wörter sagara = Meer und surya = Sonne.

Auch bei den kaukasischen *Churri,* den Bewohnern des Mitannireiches, läßt sich eine arische Oberschicht feststellen. Unter anderen arischen Namen treffen wir hier auch den Königsnamen Dushratha. Er ist der letzte König des Mitannistaates (um 1360). Sein Name bedeutet „der mit dem gefährlichen (Streit-) wagen" (man vergl. dazu griechisch dys und lateinisch rota), also ein klarer indogermanischer zweistämmiger Personenname, dessen sprachliche Herkunft ohneweiters feststeht ohne jede wissenschaftliche Nachhilfe.

Recht viel indogermanisches Blut werden die Israeliten von den erwähnten indogermanischen Völkergruppen ja kaum aufgenommen haben, aber immerhin: indogermanisches Blut floß in diesen Gegenden, und ab und zu wird auch ihnen davon ein Tropfen zugeronnen sein.

Wenn die *Philister* wirklich Indogermanen waren, so werden die Israeliten unzweifelhaft von diesen ihren Erbfeinden und westlichen Nachbarn das meiste indogermanische Blut in sich aufgenommen haben.

Daß das Offenbarungsvolk während seines langen Aufenthaltes in Ägypten auch hamitisches, ägyptisches Blut zusetzte, auch Blut anderer Rassen Afrikas, Negerblut, nubisches Blut, ist mehr als wahrscheinlich.

Die wichtigen Erkenntnisse, die sich aus dem völkischen und rassischen Wesen Israels und seiner Verwandten für das richtige Verständnis der Sendung des Offenbarungsvolkes und seiner weltgeschichtlichen Leistung bei Vollzug dieser Sendung gewinnen lassen, solln nächstens dargelegt werden. (Fortsetzung folgt.)

Hervorragende Gestalten des alttestamentlichen Priestertums

Von *Dr. Karl Fruhstorfer*, Linz

1. Aaron

Der erste Hohepriester Israels war Aaron. Jeder Hohepriester, heißt es im Hebräerbrief, wird aus der Reihe der Menschen genommen und für die Menschen aufgestellt in ihren Angelegenheiten bei Gott (5, 1). Nicht wie Melchisedech ohne Vater, ohne Mutter, ohne Stammbaum, ohne Anfang der Tage, ohne Ende des Lebens (Hebr 7, 3) erscheint Aaron, der Vater des sacerdotium secundum ordinem Aaron; das Buch Exodus erzählt genau seine *Abstammung*. Aaron gehört sowohl väterlicher- wie mütterlicherseits (2, 1) dem Stamme Levi an. Seine Eltern hießen Amram und Jochabed (6, 16 ff.), seine Geschwister waren Moses und Maria (Mirjam, 15, 20). Er wurde in Ägypten, im Lande der Knechtschaft, geboren zur Zeit, als Pharaos Hand schwer auf dem Volke Gottes lastete, doch noch vor Erlaß des unmenschlichen Befehls, jedes neugeborene hebräische Knäblein in den Nil zu werfen (1, 22). Sonst wohl wäre auch die Errettung Aarons aus dem Strom gleich jener seines um drei Jahre jüngeren Bruders Moses (7, 7) erwähnt. Aaron scheint seine Erhaltung dem Erbarmen der Hebamme zu verdanken, die den schon früher gegebenen Auftrag, jeden hebräischen Knaben sogleich bei der Geburt zu töten (1, 16), nicht vollführte. Pharao gefiel es, den Tod an die Schwelle des Lebens zu setzen, doch Gottes Walten verscheuchte den Tod.

Weil im Berichte über die Siegesfeier nach dem Durchzug durch das Rote Meer, bei der das klingende Siegeslied Mosis ge-

sungen wurde (Ex 15, 1 ff.), Maria, die Leiterin des Frauenchores, als Schwester des Aaron (V. 20) und nicht als Schwester des Moses bezeichnet wird, hat man daraus schließen wollen, daß Moses und Aaron keine Brüder waren. Man hat gesagt: Wer Ex 15, 20 schrieb, kannte Aaron noch nicht als den Bruder des Moses, da er sonst Moses statt Aaron genannt hätte[1]). Doch die Bezeichnung Marias als Schwester Aarons an der berührten Stelle läßt sich daraus erklären, daß Aaron der ältere Bruder des Moses war.[2]) So ist in Verbindung mit jenem unsterblichen Siegeslied die Geschwister-Dreiheit genannt: Moses, Aaron, Maria.

Zunächst hat Gott Aaron zum *Mund des Moses* gemacht (4, 16; 7, 1). Aaron sollte seinem Bruder als Sprachwerkzeug dienen in den Angelegenheiten beim Volk und beim König. Als nämlich Moses gegen seine Berufung, Israel aus Ägypten herauszuführen, auch die Schwerfälligkeit seiner Zunge eingewendet hatte (4, 10 ff.), sprach Gott zu Moses: Aaron wird an deiner Stelle zum Volke reden und so dein Mund sein. Du aber wirst ihm Helfer sein in den Belangen, die Gott betreffen (4, 16 nach Vulg.). Schon schimmert durch, daß Gott Aaron einmal zum Hohenpriester bestellen wird. Allein im hebräischen Text heißt es: Du wirst ihm zu Elohim sein (V. 16b), das will sagen: Moses wird seinem Bruder Aaron Deus terrenus sein, also höchster Vorgesetzter, dem er sich gehorsam unterwerfen muß. Unter anderem hatte Aaron als der Mund Mosis, nachdem gegen das Brüderpaar wegen Mangels an Fleisch und Brot ein Gemurre entstanden war, dem Volke die nahende wunderbare Abhilfe seitens Gottes vorher zu verkünden: er wurde so zum Propheten des Wachtelwunders und des Mannawunders. Zur Bekräftigung seiner prophetischen Worte ging von der Wolkensäule, die den Israeliten voranzog, Lichtglanz aus (Ex 16, 1ff.).

Auch zur *Hand Moses* hat Gott Aaron gemacht, indem er ihn zum Träger des Wunderstabes desselben (4, 17) ausersah, ehe er ihm den Hirtenstab des Priestertums übergab. Aber nur auf Geheiß des Moses durfte Aaron den Wunderstab gebrauchen (z. B. 7, 9)[3]). Aaron sollte nicht mehr sein als Gehilfe seines Bruders. Dem hartnäckigen Sträuben Mosis gegen die göttliche Berufung ist zuzuschreiben, daß Aaron sein Koadjutor im großen Werke der Befreiung Israels wurde.

---

[1]) Greßmann, Mose und seine Zeit. Göttingen 1913, S. 272.

[2]) Johann Weiß, Das Buch Exodus. Graz und Wien 1911, S. 115. Heinisch, Das Buch Exodus. Bonn 1934, S. 127.

[3]) Wenn an dieser Stelle Moses zu Aaron sagt: Nimm deinen Stab, wirf ihn vor Pharao nieder, er wird sich dann in eine Schlange verwandeln, so bedeutet „dein Stab" den in Aarons Hand befindlichen Stab Mosis.

Rühmend muß hervorgehoben werden, daß Aaron seinem jüngeren Bruder Moses trotz dessen 40jähriger Abwesenheit[4]) brüderliche Liebe und Treue bewahrt hatte. Er ist im Auftrage Gottes seinem nach Ägypten zurückkehrenden Bruder bis zum Berge Gottes (Sinai) entgegengezogen und freute sich von Herzen über das Wiedersehen (4, 14, 27). Aaron sodann gehorchte seinem Bruder als seinem Herrn; er nannte ihn auch seinen Herrn (32, 22; Nm 12, 11). Getreulich führte Aaron dessen Befehle aus. Er sprach, was zu sprechen Moses im Namen Gottes ihm gebot, er tat, was zu tun Moses ihn hieß. Moses sprach zu Aaron: Strecke deine Hand mit dem Stabe aus, und Aaron streckte seine Hand aus — lesen wir wiederholt (Ex 7, 19 f.; 8, 5. 6. 16. 17 usw.).

Aaron war getreuer *Begleiter seines Bruders Moses.* Er begleitete ihn auf den Hügel, an dessen Fuße der Kampf mit den Amalekitern tobte und von dessen Höhe aus sich folgendes Schauspiel darbot: solange oben Moses die Hände mit dem Stabe Gottes erhoben hielt, siegte unten Israel; wenn er aber vor Müdigkeit sie sinken ließ, gewannen die Amalekiter. Da richtete Aaron einen Steinsitz für Moses zurecht und stützte zusammen mit Hur die Hände Moses' bis Sonnenuntergang, bis zur Besiegung des Feindes. So leistete Aaron schon vor seiner Weihe gleichsam Levitendienst, damals als Moses seine Hände betend zum Himmel erhob um Gottes Hilfe. Das Erheben der Hände war eben Ausdruck des Gebetes (Ex 9, 29. 33; Ps 62, 5; Is 1, 15 . . .), während der Stab Gottes in den erhobenen Händen Symbol des erbeteten göttlichen Beistandes und Schutzes im Kampfe sein sollte (vgl. Ex 17, 5 f.) und so eine Art Siegesbanner Jahwes, dessen Anblick die Israeliten zu ermutigen und zu begeistern geeignet war. Aarons Beistand war also nicht etwa Mitwirkung zu einer Magie[5]), als wären Sieg und Niederlage Zauber-Wirkungen des Moses-Stabes gewesen. Später begab sich unter Führung des Moses Aaron mit seinen Söhnen Nadab und Abiu und mit 70 Ältesten Israels auf Befehl Gottes auf den Berg Sinai (Ex 24, 1. 9). Aaron durfte daselbst allerdings nicht wie Moses zu Jahwe herantreten (V. 2), doch wurde er mit den übrigen Begleitern einer Gotteserscheinung gewürdigt. Die Bibel berichtet: Sie schauten den Gott Israels; und was unter seinen Füßen war, glich einem Gebilde aus Saphir und strahlte wie der reine Himmel (V. 10). Nur von der Ferne also

---

[4]) Nach Apg 7, 23 zählte Moses bei seiner Flucht aus Ägypten vierzig Jahre; bei seiner Rückkehr dorthin war er nach Ex 7, 7 achtzig Jahre alt.

[5]) Baentsch, Exodus-Leviticus. Göttingen 1900, S. 161. Greßmann, a. a. O., S. 156. — Mit Recht wird Jdt 4, 13 vom Hohenpriester Eliachim der Sieg über die Amalekiter dem heiligen Flehen Mosis zugeschrieben.

durfte Aaron Gott schauen. Will der Text sagen, daß er eigentlich nur den Schemel der Füße Jahwes schauen durfte?

Einmal in der vorpriesterlichen Zeit jedoch enttäuschte Aaron das Vertrauen, das Moses auf ihn setzte (Ex 32). Moses hatte für die Zeit, da er auf dem Berge Sinai weilte, Aaron und Hur bestimmt, etwa entstehende Streitfragen zu entscheiden (Ex 24, 14). Da nun bekundete Aaron sträfliche Schwäche dem Volke gegenüber, das glaubte, Moses werde vom Berge Sinai nicht mehr zurückkehren, das sich führerlos hielt und daher von Aaron die Herstellung eines Gottesbildes verlangte, welches vor den Israeliten einhergetragen werden und sie erinnern sollte an die Führung durch Jahwe (32, 1). Nun aber hatte Gott geboten: Du sollst dir kein Schnitzwerk machen noch irgendein Abbild von dem, was im Himmel droben oder auf der Erde unten oder im Wasser unter der Erde ist. Du sollst sie nicht anbeten und ihnen nicht dienen (20, 4 f.).[6]) Trotzdem wies Aaron nicht, wie es seine Pflicht gewesen wäre, das Ansinnen des Volkes zurück, sondern befahl, die goldenen Ohrringe der Israelitinnen und ihrer Kinder zu bringen (32, 2). Aaron rechnete wohl damit, daß die weibliche Eitelkeit sich nicht des Goldschmuckes begeben werde, aber er verrechnete sich und wandelte den Weg der Schwäche weiter. Er ließ aus dem herbeigebrachten Goldgehänge (V. 3) ein Kalb gießen, das die Israeliten als den Gott begrüßten, der sie aus der ägyptischen Knechtschaft befreit hat (V. 4). Dann ließ er einen Altar vor dem *goldenen Kalbe* erbauen und schließlich ein Fest zu Ehren Jahwes ausrufen (V. 5). Glaubte Aaron, daß damit die

---

[6]) Daß die Verehrung des goldenen Kalbes widergesetzlicher *Jahwe*kult war, vertreten z. B. Weiß, a. a. O., S. 295, Heinisch, a. a. O., S. 230 f., Henne, Das Alte Test. Paderborn, I, zur betreffenden Stelle, Fr. Feldmann, Geschichte der Offenbarung des A. Testaments[3]. Bonn 1930, S. 64; Hagen, Lexicon Biblicum. Parisiis 1905, I, s. v. Aaron, col. 2, Lexikon f. Theologie u. Kirche, IX, Sp. 824 (Freiburg i. Br. 1937); auf protestantischer Seite Ed. König, Geschichte der Alttest. Religion[4] (Gütersloh 1924), S. 50 f., der neben anderem bemerkt, daß Ex 32, 4 nicht zu übersetzen ist: Dies sind deine Götter, sondern: das ist dein Gott, der dich aus dem Lande Ägypten herausgeführt hat; denn es war nur *ein* Stier, und der konnte nur *einen* Gott repräsentieren, ganz abgesehen davon, daß elohim auch sonst nur *einen* Gott bezeichnet (Gn 1, 1 etc.) und auch *dabei* mehrmals pluralisch konstruiert wird (S. 51, A. 1). Für die weit verbreitete Ansicht, daß die Israeliten durch die Verehrung des goldenen Kalbes sich dem ägyptischen Götzendienst zugewendet haben, hat Eberharter wieder eine Lanze gebrochen: Die Verehrung des goldenen Kalbes in der Zeitschrift Pastor bonus (Trier) 1930, S. 103 ff. Landersdorfer erblickt in der Verehrung des goldenen Kalbes einen Abfall zur arabischen Mondreligion, in der die Stierhörner wegen ihrer Ähnlichkeit mit dem Neumond als Symbol des Mondgottes galten: Die Bibel und die südarabische Altertumsforschung. Münster i. W. 1910, S. 64.

Jahwe angetane Beleidigung gesühnt würde? Und die Israeliten brachten Opfer dar, aßen und tranken und belustigten sich in ausgelassener Weise (V. 6). Das Jahwe-Fest ging in ein heidnisches Fest über.[7]) Die Israeliten vertauschten die Herrlichkeit Jahwes mit dem Bilde eines Kalbes, das Gras frißt (Ps 105, 20), weil Aaron ihnen die Zügel hatte schießen lassen zur Schadenfreude für ihre Feinde[8]) (Ex 32, 25).

Wie in der ganzen Angelegenheit, zeigte sich Aaron auch in seiner Entschuldigung schwächlich, nachdem er von Moses strenge zur Rede gestellt worden war (V. 21). Er schrieb die ganze Schuld dem zum Bösen neigenden Volk zu und stellte die Sache so dar, als wäre das goldene Kalb aus dem geschmolzenen Gold wie von selbst hervorgegangen (V. 22 ff.). Der Tanz um das goldene Kalb wäre zum Totentanz für Israel und Aaron geworden, hätte nicht Moses für beide Fürbitte eingelegt (V. 7 ff.; Dt 9, 20). Wie viel Unheil hätte Aaron durch ein zu Beginn entschieden gesprochenes Nein hintanhalten können! Beide Brüder liebten ihr Volk, aber in ungleicher Weise. Aaron bewilligte seinem Volk, was er nicht billigen konnte, und fügte ihm damit großen Schaden zu. Moses strafte strenge die schwere Versündigung und legte Fürbitte ein bei Gott, der Israel vernichten wollte, und hat es so vom Untergang bewahrt (Ex 32, 11 ff.). Sie male amaveris, sagt Augustinus, tunc odisti; si bene oderis, tunc amasti.[9])

Mit Recht ist bemerkt worden: Daß der zukünftige Hohepriester in solcher Weise gezeichnet wird, ist ein Beweis für die geschichtliche Treue der Erzählung[10]).

Gott hat Aaron verziehen, er hat seinen Plan, Aaron und seine vier Söhne: Nadab, Abiu, Eleazar und Ithamar zu *Priestern* zu machen (Ex 28. 1), wegen jenes Vorkommnisses nicht fallen lassen. Die Hl. Schrift verlangt vom Hohenpriester: er muß mit Unwissenden und Irrenden Mitleid haben können, da er auch selbst mit Schwachheit behaftet ist (Hebr 5, 2). Aaron hatte sich schwach gezeigt. Das sollte ihn lehren, der menschlichen Schwäche eingedenk zu bleiben und erbarmende Liebe zu üben am unwissen-

---

[7]) Insofern kann man von Götzendienst (Apg 7, 39 ff.) reden.

[8]) Wie man den Hebr. T. übersetzen kann (Henne; Heinisch, 234). Anders Vulgata. Die Übersetzung des hl. Hieronymus mit „entblößen" verteidigt Döller, der schreibt: Zu Ehren des goldenen Kalbes ... hat man ein großes Fest veranstaltet, wobei man, sei es gänzlich oder teilweise, die Kleider ablegte, um sich um so sicherer auch für die Zukunft die Huld dieser Gottheit zu verschaffen, verschiedenen Segen sich zu erflehen und Unheil von sich abzuwenden. An die Opfermahlzeit haben sich möglicherweise Orgien angeschlossen: Die Entblößung des Volkes Israel am Sinai (Ex 32, 25), S. 357 ff. Bibl. Zeitschrift 1907, S. 352 ff. Freiburg i. Br.

[9]) Tract. 51 in Joann. Evangel.: Migne, Patrol., Bd. 35, Sp. 1763.

[10]) Heinisch, 234.

den und irrenden Volke. Die Hl. Schrift verlangt weiter, daß niemand die hohepriesterliche Würde sich anmaßen dürfe, sondern er müsse von Gott berufen sein (Hebr 5, 4). Aaron hat nicht eigenmächtig das Hohepriestertum an sich gerissen, sondern er ist von Gott ausdrücklich berufen worden (Ex 28, 1; 40, 12. Lv 8, 1 f.).

Die *Priesterweihe* haben Aaron und seine vier Söhne im Auftrage Gottes unter sinnreichen Zeremonien durch Moses empfangen im Beisein des Volkes, das sich am Eingang der Stiftshütte versammelt hatte. Ex 29 enthält das Weihe-Rituale und Lv 8 und 9 bringen den Vollzug der Weihe. — Der Psalmist antwortet auf die Frage „Wer darf an Gottes heiliger Stätte stehen?": „Wer reine Hände hat und ein lauteres Herz" (Ps 23, 3 f.). Das versinnbildete die Waschung, die als erstes die Ordinanden an sich vorzunehmen hatten (Ex 29, 4; 40, 12. Lv 8, 6).[11]) Hierauf erfolgte die Bekleidung mit den heiligen Gewändern[12]) (29, 5 ff.; 40, 13. Lv 8, 7 ff.). Dann ist angeführt die Salbung Aarons am Haupte mit dem heiligen Salböl (Ex 29, 7. Lv 8, 12), das nach genauer Mischvorschrift (Ex 30, 22 ff.) zuzubereiten war. Doch steht fest, daß auch die Priester, Aarons Söhne, gesalbt wurden (Ex 28, 41 Hebr. Text; 40, 15a Hebr. Text), ja daß ihnen die von Moses erteilte Salbung die Priesterwürde für alle Zeiten von Geschlecht zu Geschlecht verlieh (Ex 40, 15 b H. T.)[13]). Die Übergehung der Priestersalbung und die alleinige Erwähnung der Salbung Aarons am Haupte im Weiherituale und im Vollzug desselben mag sich daraus erklären, daß Aaron allein, der das Haupt der Priester war[14]), am Haupte gesalbt wurde, ferner daraus, daß die Würde des Hohenpriesters besonders betont werden sollte. Wie hoch die Hauptsalbung Aarons bewertet wurde, läßt sich daraus ersehen, daß der Sänger des Ps 132 sie heranzieht, um die Vortrefflichkeit der Eintracht hervorzuheben (V. 1). Wenn dem Konsekrator

---

[11]) Nach jüdischer Anschauung ist es wahrscheinlicher, daß der ganze Körper gewaschen wurde, nicht bloß Teile desselben. Siehe Gabriel, Untersuchungen über das alttest. Hohepriestertum. Wien 1933, S. 19, A. 2.

[12]) Mit dem hohepriesterlichen Ornat beschäftigt sich eingehend Gabriel in der eben angeführten Studie, S. 25 ff.

[13]) Somit sind später die Priester nicht mehr gesalbt worden, wohl aber wurde der jeweilige Hohepriester gesalbt (Lv 4, 3; 16, 32 u. a.). In der nachexilischen Zeit jedoch ist nach allgemeiner Annahme selbst der Hohepriester nicht mehr gesalbt worden (Gabriel, S. 11, A. 3). — Landersdorfer will zeigen, daß die Salbung nach dem sensus obvius der betreffenden gesetzlichen Vorschriften als ausschließliches Privileg des Hohenpriesters zu betrachten ist: Das Problem der Priestersalbung im Gesetze. Theologische Quartalschrift 1926, S. 185 ff. (Tübingen).

[14]) 4 Kg 25, 18 u. an anderen Stellen wird der Hohepriester bezeichnet als kohen harosch.

Moses befohlen wird, die Söhne Aarons zu salben, wie er ihren Vater Aaron gesalbt hat (Ex 40, 15a H. T.), so kann das so verstanden werden, daß die Priester mit dem gleichen kostbaren Salböl wie Aaron gesalbt wurden, nicht aber an dem gleichen Körperteil. Vulgata bietet: consecrabis manus (Ex 28, 41). Auch die Art des Salbens konnte verschieden sein. Über das Haupt des Hohenpriesters wurde Salböl ausgegossen (Ex 29, 7; Lv 21, 10; Ps 132, 2). Fand bei den Priestern bloß Bestreichung mit Salböl statt? Wie die Kleidung des Hohenpriesters verschieden war von jener der Priester, so konnte auch seine Salbung andersgeartet sein als die der Priester. Eine Ansicht[15]) freilich geht dahin, daß ursprünglich Ex 29 und Lv 8 von der Salbung der Priester am Haupte die Rede war, daß aber später die Salbung der Priester absichtlich im Text unterdrückt wurde, um die Salbung als ausschließliche Prärogative des Hohenpriesters erscheinen zu lassen. Aber warum hat man dann nicht Ex 40, 15 und 28, 41 umgemodelt?[16]) Die Salbung sollte die Gesalbten als sakrosankt und mit Jahwe innigst verbunden erklären.[17])

Außerdem wurden Aaron und seine Söhne mit Opferblut am rechten Ohrläppchen, am Daumen der rechten Hand und an der großen Zehe des rechten Fußes gesalbt (Ex 29, 20; Lv 8, 23). Die symbolische Bedeutung war diese: der Priester soll selbst auf Gottes Wort hören, soll selbst Gottes Willen tun und Gottes Wege gehen, um Gottes Wort erfolgreich verkünden zu können. Auch bei Reinigung eines vom Aussatz Geheilten wurden die gleichen Körperstellen mit Opferblut (Lv 14, 14) und hierauf mit Öl (V. 17) bestrichen. Aber in diesem Fall hatte die Blutsalbung den Charakter der Entsündigung (V. 18), bei der Priesterweihe jedoch trug sie Weihecharakter: alles am Priester soll geweiht sein, soll im Dienste Jahwes stehen. Sind etwa auch die Priester an den genannten Stellen mit heiligem Öl gesalbt worden? Daraus, daß der gleiche Ritus der Blutsalbung bei der Reinigung eines vom Aussatz Geheilten vorgenommen, und daß Krankheiten auf die Einwirkung von Dämonen zurückgeführt wurden, hat man geschlossen, auch bei der Priesterweihe habe die Blutsalbung ursprünglich den Sinn gehabt, die Dämonen abzulenken, welche nach alter Vorstellung den Priester gerade beim heiligen Dienst bedrohten.[18]) Allein da es sich um Geheilte handelt, war ja der Dämon bereits abgelenkt oder abgewehrt. Daher braucht man

---

[15]) Gabriel, S. 14 ff.

[16]) Ex 28, 41 hätte man bloß 'otham in 'otho umwandeln brauchen. — Lv 6, 13 H. T. (Vulg. V. 20) sind nach Henne und Heinisch (S. 37) unter den Söhnen Aarons seine Nachkommen als Inhaber des Priestertums zu verstehen.

[17]) Gabriel, 7.

[18]) Heinisch, 220.

umso weniger bei der Blutsalbung an den Priestern an Abwehr dämonischer Einflußnahme zu denken.

Schließlich hatte Moses Aaron und dessen Söhne und ihre Gewänder mit Salböl und Blut zu besprengen (Ex 29, 21; Lv 8, 30). Es ist eingewendet worden: die Besprengung der Personen hatte keinen Sinn, da sie bereits durch die Blutstreichung geheiligt waren, und die Besprengung Aarons mit Öl war überflüssig, da er schon gesalbt war[19]). Darauf läßt sich erwidern: da Aaron und seine Söhne mit den priesterlichen Gewändern bekleidet waren, sind sowohl die Personen wie die Gewänder mit Öl und Blut besprengt worden. Diese Besprengung hatte naturgemäß stark symbolischen Charakter, da der kostbare Ornat Blut- und Ölflecken nicht duldete. Auch das Alte Testament kannte somit eine Weihe der Paramente.

Woher stammte das zur Salbung verwendete Blut? Mit der Priesterweihe waren blutige und unblutige Opfer verschiedener Art verbunden (Ex 29, 10 ff.; Lv 8, 14 ff.[19a]). Gewisse Opferteile legte Moses in die Hände der Ordinanden (Ex 29, 24; Lv 8, 27), womit ihnen die potestas sacrificandi übertragen wurde. Man nannte diese Zeremonie „Handfüllung" (Ex 28, 41 H. T.; 29, 33 H. T.)[20]). Am Schlusse wurde ein Opfermahl gehalten (Ex 29, 31 ff.; Lv 8, 31 f.).

Die Priesterweihe dauerte 7 Tage. Was am ersten Tage geschah, wurde an den folgenden Tagen wiederholt (Ex 29, 35; Lv 8, 33 ff.). Am 8. Tage feierte der Hohepriester Aaron seine *Primiz:* er übte allein erstmals das Priesteramt aus unter Assistenz seiner Priester-Söhne durch Darbringung von Opfern (Lv 9). Ehe er vom Altar herabstieg, breitete er seine Hände über das Volk aus und segnete es (Lv 9, 22) mit den Worten: Es segne dich Jahwe und behüte dich! Es zeige Jahwe sein Angesicht dir und erbarme sich deiner! Es wende Jahwe seinen Gnadenblick dir zu und gebe dir Frieden! (Nm 6, 24 ff.) Diese dreigliedrige Segensformel umfaßt alle drei Zeiten: der ganze Zeitenstrom wird in den priesterlichen Segenstrom getaucht. Der alttestamentliche Priester flehte auf das Volk Gottes herab Gottes Schutz vor künftigen Gefahren, Gottes Erbarmen wegen der begangenen Sünden, Gottes Frieden für die Gegenwart[21]). Zuletzt

[19]) Heinisch, 221.

[19a]) Nach Schötz sind Ex 29, 10 b und Lv 8, 41 b eine Ausfüllung von einem Späteren, durch die das ursprüngliche Altarsühnopfer (Ex 29, 36 in Verbindung mit Lv 8, 15) zu einem Sühnopfer für Aaron und seine Söhne geworden ist. Schuld und Sündopfer im Alten Testament. Breslau 1930, S. 12.

[20]) Die Handfüllung wurde stehende Bezeichnung für die Amtseinsetzung eines Priesters (z. B. 3 Kg 13, 33).

[21]) Auch der einfache Priester hatte mit der angegebenen Formel zu segnen (Nm 6, 23). Sie wird jetzt noch nach Spendung der

begaben sich Moses und Aaron aus dem Vorhof in das Heiligtum, wohl um ein Te Deum anzustimmen und dem Herrn Dank zu sagen für die Priesterweihe. Nach dem Verlassen des Heiligtums segneten der Konsekrator und der Hohepriester das Volk. Da erschien die Herrlichkeit Jahwes der ganzen Menge, und Feuer ging aus vom Herrn, um die Opferreste zu verzehren. Als die Menge das sah, pries sie den Herrn und fiel auf ihr Angesicht nieder (Lv 9, 23 f.). Aarons Primiz wurde zum Jubelfest des Volkes.

Jubel und Trauer wohnen nahe beisammen (Spr 14, 13). Noch am Primiztag[22]) trat ein Ereignis ein, das den Hohenpriester Aaron in Schrecken und tiefes Leid versetzen mußte (Lv 10, 1 ff.). Die beiden älteren Söhne Aarons (Ex 6, 23), *Nadab*, der Erstgeborene, und *Abiu*, brachten ein Rauchopfer mit „fremdem" Feuer dar, das der Herr ihnen nicht befohlen hatte. Da ging Feuer aus von Jahwe, das die Opferer verzehrte. Beide starben plötzlich im Heiligtum in der Wüste Sinai kinderlos (Nm 3, 4). Beide wurden durch dasselbe Element bestraft, mit dem sie gesündigt hatten (vgl. Weish 11, 17). Nadab und Abiu hatten sich eines Feuers bedient, das, weil sie es nicht auf Befehl Jahwes, sondern eigenmächtig angezündet hatten, fremdes d. i. gesetzwidriges Feuer war. Will etwa gesagt sein, daß Nadab und Abiu in trunkenem Zustand, den bei ihnen manche annehmen, dem Feuer zu nahe kamen, so daß ihre Kleider Feuer fingen, und sie bei lebendigem Leibe verbrannten zur Strafe für ihr sakrilegisches Tun? Moses sprach damals zum Hohenpriester Aaron: Erfüllt hat sich der Spruch Jahwes: an denen, die sich mir nahen, werde ich meine Heiligkeit erweisen und ich werde mich vor dem ganzen Volk verherrlichen (Lv 10, 3)[23]). Wenn der Priester unheilig zu Gott, dem Höchstheiligen, hintritt, wird Gott seine das Böse verabscheuende Heiligkeit an ihm offenbaren durch Bestrafung. Durch exemplarische Bestrafung sollte gründlich dem weiteren Unterfangen vorgebeugt werden, einen andern als den von Gott vorgeschriebenen Ritus einzuführen. Wie leicht hätten sich sonst fremde, abergläubische, heidnische Gebräuche einschleichen können! Aaron nahm, ohne gegen Gott zu murren, den Schlag hin. Schweigend (V. 3 b) anerkannte der Hohepriester die Gerechtigkeit des göttlichen Strafgerichtes. Schloß seinen Mund auch die Erinnerung daran, daß er im Feuer Gold zur Anfertigung des goldenen Kalbes hatte schmelzen lassen? Aaron

---

hl. Krankenölung angewendet. Die Tora mahnte die Priester, das Volk im Namen Jahwes zu segnen (Dt 10, 8; 21, 5).

[22]) Wie aus Lv 10, 19 in Zusammenhalt mit 9, 15 hervorgeht.

[23]) Dieser Spruch, der eine lichte und eine dunkle Seite hat, mutet an wie das Thema einer nachträglichen Primizpredigt an Aaron.

ließ sich von der schmerzerfüllten Vaterliebe nicht hinreißen zu Klagen und Anklagen wider Gott.

Dem Hohenpriester Aaron waren noch zwei Söhne verblieben: *Eleazar* und *Ithamar*. Beide wurden gleichfalls am Primiztag ihres Vaters vom heftig erzürnten Moses[24]) zur Rede gestellt, weil sie das Fleisch des von Aaron für das Volk geopferten Sündopferbockes nicht verzehrt, sondern verbrannt hatten. Das Verzehren des Sündopfers sollte nämlich die Wegnahme der Schuld des Volkes und die Erwirkung von Sühne vor dem Herrn zum Ausdruck bringen. Der Hohepriester Aaron verteidigte seine Priester-Söhne und sich selbst damit, daß er sagte: trotz der dargebrachten Opfer habe Gott über ihn heute so Hartes kommen lassen; wenn er nun heute Sündopferfleisch genießen wollte, würde das Jahwe gefallen? Weil er aus dem Vorgefallenen erkannt habe, daß Jahwe mit ihm unzufrieden sei, habe er nicht gewagt, das Opferfleisch zu essen; es hätte ja doch nicht Sühne erwirkt. Moses nahm die Entschuldigung an (V. 16 ff.).

Wohl erst als Hoherpriester hat Aaron auf Befehl Mosis einen Gomor *Manna* (ca. 3½ l) in die Stiftshütte getragen; denn er stellte das Gefäß mit dem Himmelsbrot vor der Gesetzeslade im Allerheiligsten nieder (Ex 16, 33 f. H. T.), das nur der Hohepriester betreten durfte[25]).

Nur wer der Familie Aaron aus dem Stamme Levi angehörte, durfte des Priesteramtes walten. Der Alte Bund hatte sonach geborene Priester. Die übrigen männlichen Angehörigen des Stammes Levi sollten Gehilfen des Hohenpriesters und der Priester sein und die zur Betreuung der Stiftshütte notwendigen Dienstleistungen verrichten, ohne an die heiligen Geräte und an den Altar herantreten zu dürfen (Nm 1, 50 ff; 3, 5 ff.; 18, 1 ff.). Auch die Leviten wurden eigens geweiht (Nm 8, 5 ff.): der Hohepriester Aaron mußte sie als Webeopfer Jahwe darbringen, d. h. wohl, Aaron hatte sie durch den Vorhof bis zum Heiligtum zu führen und von da wieder zurück zu geleiten. Obschon aber das aaronitische Priestertum auf göttlicher Einsetzung beruhte (Ex 28, 1; 29, 41; Nm 3, 10), mußte der Hohepriester Aaron eine Empörung gegen dasselbe erleben. Sie knüpft sich an den Namen *Kore* (Korach). Kore war ein Levit, der durch seine Abstammung von Kaath (Nm 16, 1) mit Aaron nahe verwandt war (Ex 6, 18. 20). Die Auflehnung kam also aus dem Klerus, kam aus dem Kreise der Verwandten. Umso schwerer mußte sie den Hohen-

[24]) Der Vorfall mit Nadab und Abiu mochte für Moses Anlaß gewesen sein, sich angelegentlich nach dem Sündopferbock zu erkundigen (Lv 10, 16).

[25]) Da es zur Zeit, als das Manna zum erstenmal fiel, noch keine Stiftshütte und Bundeslade gab, ist jener Aaron gewordene Auftrag und seine Ausführung proleptisch des sachlichen Zusammenhanges wegen dem Manna-Bericht des Kp. 16 Ex eingefügt worden.

priester Aaron treffen. Kore versuchte, das Priestertum auch solchen zugänglich zu machen, die nicht der Familie Aaron angehörten (Nm 16): das Nadelöhr sollte zu einem breiten, weiten Tor gemacht werden. Kore gewann für seinen Plan die Rubeniten Dathan und Abiron und noch 250 angesehene Männer. Die Empörer warfen Moses und Aaron vor, daß sie sich ihre hohe Stellung anmaßen, indem sie zu beiden sagten: Genug! Die ganze Gemeinde ist heilig, d. i. Jahwe geweiht; warum erhebt ihr euch über das Volk Gottes? (V. 3.) Sie schützten also allgemeines Priestertum vor. In Wirklichkeit war Neid die Triebfeder (Sir 45, 22). Dathan und Abiron wollten überdies Moses nicht mehr als politischen Führer anerkennen: denn er wolle dem Volke die Augen blind machen (V. 12 ff.). Ruben war der Erstgeborene des Patriarchen Jakob. Die Rubeniten mochten daher denken, daß vor allen ihnen Anteil am Priestertum und an der Führung des Volkes zukomme. Moses suchte in demütigem Gebet Zuflucht bei Gott und sprach dann warnend zu Kore und seinem Anhang: Ihr erhebt euch hoch, ihr Söhne Levis (V. 7), da ihr euch mit eurem Dienst nicht begnügt (V. 9). Ihr empört euch gegen Jahwe selbst. Denn was ist Aaron, daß ihr gegen ihn murrt? (V. 11.) Aaron ist doch von Gott zum Priester eingesetzt worden. Weiter kündigte Moses ein Gottesurteil an: morgen werde Gott durch ein Wunder kundtun, welche er zu Priestern erwähle (V. 5). Kore mit seinem ganzen Anhang, aber auch Aaron, jeder mit seiner Räucherpfanne und seinem Räucherwerk, mußten am Eingang der Stiftshütte sich aufstellen. Als aber Kore ebendort das ganze Volk gegen Moses und Aaron versammelt hatte, erschien die Herrlichkeit Jahwes, der Moses und Aaron befahl: Sondert euch von der Menge ab, damit ich sie in einem Augenblick vernichte (V. 21). Hatte sie doch mit den Aufrührern sympathisiert. Da warfen sich Moses und Aaron, der Führer des Volkes Gottes und der Hohepriester, vor Gott auf ihr Angesicht nieder und beteten: Starker Gott, der du alles Fleisch beseelst, wird, wenn einer[26]) gesündigt, dein Zorn gegen alle wüten? (V. 22.) Durch sein Fürbittgebet erwies sich der Hohepriester Aaron als echter Priester und wahrer Volksfreund. Er schüttete nicht Öl ins Feuer, sondern dämpfte mit Moses Jahwes flammenden Zorn. Auf die Fürbitte beider Männer gebot Gott durch Moses dem Volke, sich von den Zelten Kores, Dathans und Abirons zu entfernen; denn die Erde werde jene drei samt ihren Familien verschlingen, weil sie Jahwe gelästert. Das Volk gehorchte (V. 27). Und die Erde tat ihren Mund auf und verschlang die drei Rädelsführer mit ihren Zelten[27]),

[26]) Kore trug die Hauptschuld.

[27]) Nach Nm 26, 11 kamen die Söhne Kores nicht um; sie waren also mit der Empörung ihres Vaters nicht einverstanden.

während Feuer die 250 Männer vernichtete, die in Räucherpfannen Räucherwerk darbrachten, also eine priesterliche Funktion ausübten (V. 26 ff.). Auf Gottes Befehl mußten jene ehernen Räucherpfannen breitgehämmert werden zu einem Überzug für den Brandopferaltar.[28]) Sie sollten so zu einem ständigen Memento an das göttliche Strafgericht werden, zu einem Mahnzeichen, daß kein Nicht-Aaronite sich das Priestertum anmaße (V. 36 ff.; H. T. 17, 1 ff.). Sie machten den Altar zum beredten Anwalt des aaronitischen Priestertums.

Doch wider alles Erwarten brach schon am nächsten Morgen ein *neuer Aufstand* aus (16, 41 ff.; H. T. 17, 6 ff.). Das Volk schrie Moses und Aaron zu: Ihr habt das Volk Jahwes getötet (16, 41). War die Rotte Kore Volk Jahwes? Die Blindheit des Volkes war noch immer nicht behoben. Da die Lage immer bedrohlicher wurde, flüchteten Moses und Aaron zur Stiftshütte, die nach ihrem Eintritt die Herrlichkeit Jahwes umleuchtete. Gott sprach zu Moses: Geht fort aus der Mitte dieser Menge, denn ich will sie jetzt vernichten! (V. 45.) Aber Moses und Aaron warfen sich zu Boden — eine stumme Fürbitte. Hierauf sagte Moses zu Aaron: Nimm die Räucherpfanne, fülle sie mit Feuer, genommen vom Altar, lege Räucherwerk darauf! Eilends gehe dann hin zum Volke, um Fürbitte für es einzulegen! Denn schon ist Grimm ausgegangen von Jahwe, schon wütet die Plage (V. 46). Beschwingt vom heiligen Priestereifer lief Aaron mitten unter die aufrührerische und zum Teil schon von der Zuchtrute Gottes getroffene Volksmenge. Stehend zwischen den Toten und den Lebenden betete und räucherte der Hohepriester Aaron, bis die Plage aufhörte, der 14.700 Menschen zum Opfer fielen (V. 48 f.). Diese Mut, Erbarmen und standhaftes Ausharren bekundende Priestertat Aarons hat Israel treu im Gedächtnis bewahrt. Noch der Verfasser des Buches der Weisheit, das zu den jüngsten Bestandteilen der alttestamentlichen Bibel zählt, gedenkt ihrer rührend. Er hebt hervor: Aaron, ein untadeliger Mann, hat Aufstand und Tod niedergeschlagen nicht durch Körperstärke, nicht mit Waffengewalt, sondern er gebrauchte siegreich die dem Priesteramt zukommende Waffe: Gebet und versöhnendes Räucherwerk. So bezwang der Hohepriester Aaron Gottes Strafgerechtigkeit, so bewies er, daß er Diener Gottes war (Weish 18, 21 ff.). Ecce sacerdos magnus! In tempore iracundiae factus est reconciliatio.

Nochmals bekräftigte Gott die Auserwählung Aarons und seiner Familie zum Priestertum durch ein Wunder, aber nicht mehr durch ein Straf- und Schreckenswunder (Nm 17, 1 ff.; H. T. 17, 16 ff.). Auf göttliches Geheiß mußte jeder der 12 Stämme Israels

[28]) Da der Brandopferaltar schon mit Erz überzogen war (Ex 27, 2; 38, 2), erhielt er nun einen doppelten Überzug.

zu Moses einen Stab bringen, auf dem der Name des Stammesfürsten geschrieben war. Am Stabe des Stammes Levi aber stand der Name Aaron. Die Auserwählung sollte ersichtlich gemacht werden durch folgendes Wunder: der Stab desjenigen, den Gott auserkoren, wird Sprossen treiben. Moses mußte die vertrockneten, dürren Stäbe in der Stiftshütte vor der Bundeslade niederlegen. Dort hatten sie die Nacht über zu verbleiben; es sollte Betrug hintangehalten werden. Als Moses am anderen Morgen alle Stäbe aus dem Heiligtum zu ihren Besitzern hinausbrachte, welch ein Unterschied zwischen dem Stabe Aarons und den anderen Stäben! Der Stab Aarons, er allein, trug Blätter, Blüten und reife Mandeln. Aarons blühender Stab mußte zur bleibenden Erinnerung im heiligen Zelte aufbewahrt werden. Auch im Alten Testament war demnach hinsichtlich des Priestertums entscheidend die freie Berufung Gottes. Gott sprach nach dem Wunder des blühenden Mandelstabes zu Aaron und seinen Söhnen: Ein Geschenk ist das Priesteramt; das ich euch übergeben: wer unbefugt herantritt an dieses Amt, wird mit dem Tode bestraft (Nm 18, 7 nach dem H. T.). Aarons Stab blühte fort, bis kraft göttlichen Eidschwurs (Ps 109, 4) der Hohepriester nach der Ordnung Melchisedechs erschien (vgl. Hebr 7, 28). Er trieb Edelblüten, brachte freilich auch faule, giftige Früchte hervor.

War die dargestellte Empörung gegen Aaron irgendeine Strafe für seine Auflehnung gegen Moses (Nm 12)? Den Anlaß gab die kuschitische (Vulg.: Aethiopissa) Frau des Moses. Sie scheint, verleitet durch die überragende Stellung ihres Mannes, überhebliche Äußerungen gemacht, ein überhebliches Benehmen an den Tag gelegt zu haben. Dadurch fühlte sich Mosis Schwester Maria verletzt. *Mirjam*, eine Frau also, war diesmal die Seele der Auflehnung gegen Moses. Aaron schloß sich ihr an.[29]) Statt der weiblichen Eitelkeit und Geltungssucht zu widerstreben, hängte er sich an den Weiberrock, er, der Mann und Hohepriester! Schwester und Bruder sprachen: Hat Jahwe durch Moses allein geredet? Hat er nicht auch durch uns gesprochen? (V. 2.) Mit anderen Worten: Ist denn Moses alleiniger Prophet? Sind nicht auch wir ebenso gut Mund Jahwes?[30]) Wir stehen auf gleicher Linie mit Moses, wir brauchen uns nicht zurücksetzen zu lassen. Maria und Aaron werden ihrem Bruder wohl auch verübelt haben, daß er eine Ausländerin zum Weibe genommen. Da Moses in seiner Demut und Sanftmut (V. 3) seinen Geschwistern gegenüber sich nicht verteidigte, trat Jahwe selbst als sein Anwalt auf. Zürnend gab er aus der Wolkensäule Aaron und Maria zu verstehen: Moses ist mehr als ein Prophet. Einem Propheten offenbart sich

[29]) Man beachte die Reihenfolge: Maria et Aaron in V. 1.
[30]) Ex 15, 20 wird Maria Prophetin genannt.

Gott in Erscheinungen und in Träumen, zu Moses aber spricht Gott von Mund zu Mund; Moses schaut Jahwe, soweit es einem Menschen möglich ist (V. 6 ff.). „Warum also habt ihr euch nicht gescheut, abträglich von meinem treuesten Diener Moses zu reden?" (V. 8b.) Maria wurde plötzlich vom Aussatz befallen. Auf das hin ging Aaron in sich und sprach demütig und reumütig zu Moses: Ich bitte, mein Herr, rechne uns nicht als Sünde an, was wir töricht verbrochen haben, damit Maria nicht völlig dem Aussatz verfalle (V. 11 f.). Moses verzieh beiden, er betete um Heilung seiner Schwester, die nach sieben Tagen Absonderung wieder ins Lager zurückkehren konnte. Aus dem Plural „Rechne es uns nicht als Sünde an" folgt nicht, daß auch Aaron mit Aussatz geschlagen wurde[31]), sondern daß auch er Strafe befürchtete. Die Empörung der Rotte Kore gegen das aaronitische Priestertum war für Aaron genug harte Buße.

Noch ein Ereignis berichtet die Bibel, das einen Schatten auf den Hohenpriester Aaron wirft (Nm 20, 2 ff.). Gleich seinem Bruder Moses zweifelte er, ob der *Felsen* dem murrenden, aufrührerischen Volke wohl Wasser spenden werde, obschon Gott ausdrücklich verheißen hatte, auf den Befehl Moses und Aarons werde Wasser aus dem Felsen hervorfließen. Mit Moses hatte Aaron während des Aufruhres des Volkes gebetet, auf dem Angesicht liegend: Herr Gott, höre doch das Rufen dieses Volkes und tu ihm auf deine Schatzkammer: eine Quelle lebendigen Wassers, damit sie sich satt trinken können, und verstumme ihr Murren (V. 6: Vulgata). Und da nun Gott die Erfüllung zugesagt hatte, begannen beide zu zweifeln. Beide verliehen ihrem Mißtrauen Ausdruck vor dem widerspenstigen Volk und gaben so diesem Ärgernis. Die Zweifler sahen zu sehr auf die Unwürdigkeit des Volkes und zu wenig auf die Treue des allmächtigen Gottes. Zur Strafe sollten Moses und Aaron das gelobte Land nicht betreten dürfen.

Als *Sterbeort* Aarons bestimmte Gott den Berg Hor an der Grenze des Landes Edom (Nm 20, 22 ff.). Aaron, der über alles Volk und alle Priester als der Hohepriester erhöht worden war, sollte auf einer Bergeshöhe sterben. Moses mußte den Hohenpriester Aaron und dessen Sohn Eleazar auf den Gipfel des Berges Hor führen vor den Augen des ganzen Volkes, das seinen Hohenpriester zum letztenmal sollte sehen können. Denn die Zeit war gekommen, da Aaron zu seinen Volksgenossen sollte versammelt werden, ohne das gelobte Land betreten zu haben. Noch einmal mußte Aaron den hochpriesterlichen Ornat anziehen, aber nur, um ihn sogleich an seinen Sohn Eleazar abzugeben. Durch diese Investitur wurde Eleazar Israels zweiter Hohepriester. Nicht an

[31]) Wie Greßmann, a. a. O., S. 265 u. S. 264, A. 1 behauptet.

Altersschwäche starb Aaron, der noch einen Berg zu besteigen vermochte, sondern Gott rief den Tod herbei. Die biblische Todesanzeige lautet schlicht und einfach: Der Hohepriester Aaron stieg auf den Berg Hor gemäß dem Befehl Jahwes und starb daselbst im 40. Jahr des Auszuges der Israeliten aus Ägypten, im 5. Monat, am 1. Tage des Monats, im Alter von 123 Jahren (Nm 33, 38 f.). Aaron starb als Pilger auf der Wanderschaft. Der Leichnam wurde auf dem Berge gelassen: die Israeliten sollten nicht Gelegenheit zu abgöttischer Verehrung haben.[32]) Dreißig Tage dauerte die Totenklage um Aaron (Nm 20, 30).

Nach Flavius Josephus (Ant. Jud. 4, 4, 7) ist der biblische *Berg Hor* in der Nähe der edomitischen Hauptstadt Petra gelegen. Die Beduinen nennen ihn Dschebel Harun, d. i. Berg Aaron. Dieser Berg erreicht eine Höhe von 1396 m und gleicht einem Mosaik von unerhörter Farbenpracht. Zumal wenn die Sonnenstrahlen über das Mosaik hingleiten, sich darin spiegeln und brechen, sich sammeln und wieder zerstreuen, ist der Anblick bezaubernd.[33]) Der Ostgipfel des Berges trägt ein musliminisches Heiligtum mit einem Marmorsarkophag, der auf vier Säulen ruht und mit einem grünen Tuch bedeckt ist. Inschriften in arabischer, hebräischer und griechischer Sprache finden sich daselbst.[34]) Der Islam verehrt hier das Grabmal Aarons, den er zu seinen Heiligen rechnet. Mit der jüdischen und mohammedanischen Tradition erblickt auch die christliche den Berg Hor im Dschebel Harun[35]), wo einst ein christliches Kloster erbaut wurde, von dem noch Ruinen vorhanden sind. Der ragende, von Abgründen malerischer, origineller Gestalt umgebene Berg Aaron — welch ein „Grabhügel" für den ersten Hohenpriester! Sein wundervolles Farbenspiel im Sonnenlicht — welch eine Grablaterne mit dem stummen Gebet: das ewige Licht leuchte ihm!

Die Beduinen trennen übrigens Aarons Sterbeort und Begräbnisplatz. Nach der Erzählung der Wüstensöhne starb Aaron auf dem Gipfel des Hügels, der drei Tagreisen nordwestlich vom Dschebel Harun entfernt ist. Ein Riesenvogel habe den Leichnam

---

[32]) Dt 10, 6 ist als Sterbe- und Begräbnisort Mosera angegeben. Ein Ausgleich zwischen Dt und Nm läßt sich mit Heinisch (Das Buch Numeri. Bonn 1936, S. 81) in der Weise herstellen, daß der Berg Hor eine Kuppe des Gebirges Mosera (oder Moseroth: Nm 33, 30) sein kann, sowie der Nebo (Dt 34, 1) ein Gipfel des Gebirges Abarim ist (Nm 27, 12; Dt 32, 49).

[33]) Sczcepanski, Nach Petra und zum Sinai. Innsbruck 1908, S. 139 f.

[34]) Musil, Arabia Petraea, II, 1, S. 118. Nr. 84 u. 85 bringen die Abbildung des Berges (Wien 1907).

[35]) Für die Gleichung Hor = Dschebel Harun spricht sich unter den Modernen auch Greßmann aus: Die Anfänge Israels[2]. Göttingen 1922, S. 131.

Aarons auf seinen Rücken genommen und ihn auf den Scheitel des Dschebel Harun getragen. Durch Lichterscheinungen seien die Einwohner auf diese Stelle aufmerksam worden.[36]) — Neuere Bibelforscher setzen den Berg Hor, Aarons Sterbeort und Begräbnisplatz, in der Nähe von Kades an, an welcher Stätte vordem Maria, die Schwester Mosis und Aarons, verschieden war (Nm. 20, 1).[37])

Gegen die Glaubwürdigkeit des biblischen Berichtes von Aarons Tod wird geltend gemacht, daß er völlig jenem vom Tode des Moses (Nm 27, 12ff.; Dt 32, 48ff.) nachgebildet sei; die Sage vom Tode Aarons habe keinen einzigen originellen Zug[38]). Nun, es wird eigens hervorgehoben, daß Moses stehend auf dem Berge Nebo das gelobte Land von Norden bis Süden schauen durfte (Dt 34, 1 ff.). Greßmann sagt ganz gut: Moses schaut, bis er sich satt getrunken hat. Jahwe selbst erklärt ihm alles, besser als alle menschlichen Führer deuten können, so daß Moses auch weiß, was er sieht. Nun seine Augen das Heil geschaut haben, kann er sich ruhig sterben legen[39]). Aaron dagegen blieb es versagt, einen Blick in das Land der Verheißung zu tun. Mag man den Berg Hor bei Petra oder bei Kades suchen, ein Überblick über Palästina läßt sich von ihm aus nicht gewinnen. Der Stamm der Diener des Heiligtums, der Stamm Levi, sollte ja auch nicht Anteil und Erbbesitz unter den übrigen Stämmen Israels in Palästina bekommen (Nm 18, 20). Ferner ist Moses, der Knecht Jahwes, im Tale, im Lande Moab, begraben worden, ohne daß jemand sein Grab bis auf den heutigen Tag kennt (Dt 34, 6). Aaron hingegen wurde auf dem Berge Hor beigesetzt.

Man hat vermutet, Aaron sei ein *minäischer Priester* gewesen, der in Midian (Madian) Moses zur Seite trat. Denn Ex 4, 14 sei zu Aaron der Amtsname hallewi (= der Levit) hinzugefügt, lawi'u aber sei bei den Minäern Priesterbezeichnung[40]). Doch der Name Levi war bei den Hebräern lange vor der Flucht Mosis in „minäisches Gebiet" vorhanden. Vielleicht ist „der Levit" hinzugesetzt, um Moses, der sich gegen die Sendung sträubte, größeren Mut einzuflößen: Siehe, ich gebe an deine Seite Aaron, der der Angesehenste des Stammes Levi ist ob seiner Bered-

[36]) Musil, a. a. O., S. 115 f.

[37]) Heinisch schreibt: Der Berg Hor ist in der Nähe von Kades zu suchen, und das Wadi Harunije 17 km nordöstlich von Kades mag den Namen bewahrt haben (a. a. O., S. 81). Szczepanski, S. 141, hält die Ansicht, die den Berg Hor in der Nähe von Kades sucht, für sehr wahrscheinlich.

[38]) Greßmann, Mose und seine Zeit, S. 342 f.

[39]) A. a. O., 343.

[40]) A. Jeremias, Das Alte Testament im Lichte des Alten Orients[4]. Leipzig 1930, S. 408 u. 425.

samkeit. Sollte indes hallewi wirklich Amtsname sein, so läge ein Hinweis darauf vor, daß Aarons Geschlecht bereits in Ägypten eine Art Priesterstellung innehatte (vgl. Ex 19, 22—24); die Erwählung Aarons und seiner Söhne zum Priesterdienst am heiligen Zelt würde dann an bestehende Verhältnisse anknüpfen[41]). Von manchen wird hallewi als Textverderbnis oder als Glosse betrachtet[42]). Wäre in diesem Falle die Glosse aus Mal 2, 4 eingedrungen, wo Aaron als Levit per eminentiam bezeichnet wird?

Ferner ist gesagt worden: der *Name Aaron* = 'aharon ist identisch mit der Bezeichnung der heiligen Lade: 'aron[43]). Von da wäre nur ein kurzer Schritt zur Behauptung: Aaron sei die Bundeslade in persona; Aaron, „der blutlose Schatten des Moses"[44]), sei weiter nichts als eine Personifikation des größten Heiligtums Israels. Doch über Aaron wird so viel Persönliches erzählt, daß er als Person betrachtet werden muß. Wir erfahren Aarons Abstammung, Lebenslauf, Tod und Begräbnis. Keiner der zwei Künstler, die die heiligen Geräte herstellten, wird als Aarons Vater genannt, weder Beseleel aus dem Stamme Juda noch Ooliab aus dem Stamme Dan (Ex 31, 2 ff.), sondern Amram aus dem Stamme Levi. Die Bundeslade enthielt die zwei steinernen Gesetzestafeln (3 Kg 8, 9). War Aaron der Träger der Gesetzestafeln? Aaron war ein Wesen aus Fleisch und Blut, ein Wesen, bestehend aus Leib und Seele. Daß Aaron Mosis Begleiter und Gehilfe war, berechtigt nicht, ihn mit Greßmann als Schatten des Moses zu charakterisieren, als einen überflüssigen Doppelgänger, bald zugegen, bald verschwunden wie ein Geist[45]). Es wird berichtet, daß Aaron sich wider Moses auflehnte. Kämpft ein Schatten gegen denjenigen, der ihn wirft? Auch in der Erzählung vom goldenen Kalb tritt Aaron unabhängig von Moses auf, handelt er gegen den Willen des Moses. Gegen einen Schatten würde sich die Rotte Kore nicht empört haben. Als Hoherpriester hatte Aaron eine ganz selbständige Stellung mit eigenen Befugnissen inne. Er trug eine Amtskleidung, die ihn von Moses und den anderen Priestern unterschied.

Der Prophet Malachias hielt den unwürdigen Priestern seiner Zeit das leuchtende *Beispiel Aarons,* des ersten Hohenpriesters,

---

[41]) Junker in Lexikon f. Theologie u. Kirche, I, Sp. 4 f. s. v. Aaron (1930).

[42]) Weiß, a. a. O., 32, Heinisch, Das Buch Exodus, S. 59, Šanda, Moses u. der Pentateuch. Münster i. W. 1924, S. 299; Ehrlich, Randglossen zur Hebr. Bibel. Leipzig 1908, S. 273.

[43]) Jeremias in der 3. Auflage des oben angegebenen Werkes, S. 362. In der 4. Auflage fehlt diese Identifizierung.

[44]) Greßmann nennt mehr als einmal Aaron Mosis Schatten.

[45]) S. 50.

vor Augen. Während zur Zeit des Malachias (5. Jahrhundert) Priester statt würdiger Opfergaben minderwertige darbrachten (Mal 1, 7 f.), durch anstößigen Lebenswandel und parteiische Auslegung der Tora Ärgernis gaben, indem sie dieselbe lax gegen Reiche und rigoros gegen Arme deuteten (2, 8 f.), sagt dieser Prophet vom Hohenpriester Aaron, dem priesterlichen Hauptvertreter des Stammes Levi (2, 4): In seinem Munde war das unverfälschte Gesetz Gottes, auf seinen Lippen fand sich kein Falsch, er wandelte in Frieden und Rechtlichkeit mit Gott und hielt viele von Sünde ab (2, 6; vgl. Weish 18, 21 ff.). Fürwahr, eine herrliche, unvergängliche Grabschrift, die Gott durch den letzten Propheten dem ersten Hohenpriester setzen ließ. Aarons Schwächen hat hiebei Gottes Erbarmen in den Staub geschrieben.

Sirach hat den Hohenpriester Aaron in die Walhalla Israels aufgenommen (Sir 45, 7 ff.). Er zählt ihn zu den Großen des Alten Testaments: Excelsum fecit Deus Aaron (V. 7). Gott schloß mit Aaron einen ewigen Bund und verlieh ihm, des Priesteramtes unter dem Volke zu walten (V. 8). Der Herr war Aarons Anteil und Erbe auf Erden (V. 27), der Herr wird Aarons Anteil sein auch in der anderen Welt.

Die Begräbnisliturgie

Von *P. Bernhard Singer O. S. B.*, St. Johann in Engstetten (N.-Ö.)

In neuerer Zeit hat Rom den Gebrauch der Volkssprache bei Beerdigungen erlaubt, damit die Teilnehmer der heiligen Handlung mit Verständnis folgen können. Die Wiedergabe mancher Begräbnisgebete macht indes den Eindruck, daß dem Übersetzer selbst die klare Erkenntnis ihres Inhaltes gemangelt hat. Die vorliegende Arbeit soll deshalb einen kleinen Beitrag leisten, das Verständnis der liturgischen Begräbnistexte zu fördern.

Die Kirche, der die hehre Aufgabe obliegt, die Menschen zur Seligkeit zu führen, vergißt ihrer Kinder auch dann nicht, wenn sie aus dem Leben geschieden und ihrer Jurisdiktion entrückt sind. Sogleich nach dem Tode eines ihrer Glieder setzt sie mit ihrer Fürbitte ein, indem sie den Priester anweist: Egressa anima de corpore statim dicatur

Subvenite

Die Kirche sucht, menschlich gesprochen, dem göttlichen Urteilsspruche zuvorzukommen, um ihn zugunsten der zu richtenden Seele zu beeinflussen. Der Tod selbst ist dargestellt als die große Geisterreise, wie Bischof Keppler sich ausdrückt, oder als Flug der Seele zu ihrem Erlöser. Die Kirche ruft die Engel und Hei-

ligen an, der Seele entgegenzueilen und ihr zu Hilfe zu kommen, offenbar zum Schutze gegen die Dämonen, die nach mittelalterlicher Auffassung der Seele auflauern und sie an der Erreichung ihres ewigen Zieles hindern wollen. In diesem Sinne betet sie auch im Offertorium der Begräbnismesse: libera eas de ore leonis, und in der Oration: non tradas eam in manus inimici. Daraus schließen manche Liturgiker, der Seele drohe nach der Ansicht des Mittelalters noch Gefahr, von den bösen Geistern in die Hölle gestürzt zu werden, und sie behaupten daher, um diese Gebete mit dem Glauben in Einklang zu bringen, die Kirche betrachte in ihnen die Seele als noch nicht abgeschieden, sondern mit dem Tode ringend und um ihr Heil bangend. Allein im Mittelalter war, wie Eisenhofer im Handbuch der katholischen Liturgik bei Besprechung des Offertoriumtextes bemerkt, die Ansicht weit verbreitet, wonach die bösen Geister es sind, die das Strafgericht Gottes auch an den armen Seelen vollziehen. Das Klerusblatt von Eichstätt bringt in Nr. 43/44 vom 22. Oktober 1941 einen Artikel „Zum Offertorium der Totenmesse" von Dr. P. Basilius Binder, der Zeugnisse aus der Vita S. Antonii, vom hl. Markarius von Ägypten und von der hl. Melania der Jüngeren anführt. Darnach lauern die bösen Geister den Seelen auf und halten sie an wie Zollbeamte. Falls sie sich nicht vollständig rechtfertigen, erlauben ihnen die Dämonen nicht, zu den Wohnstätten des Himmels hinaufzusteigen; sie fordern Rechenschaft, ob die Seelen ihnen schuldverfallen seien, und bringen Anklagen vor, ohne sie beweisen zu können. Deshalb betet die hl. Melania vor dem Sterben: „Läutere deine Magd, daß nicht die bösen Geister sie hemmen!" Der Ausdruck „hemmen" deutet mehr auf ein zeitweiliges Aufhalten der Seele im purgatorium hin als auf ein Stürzen in die ewige Hölle, ebenso wie die Anklagen, die von den bösen Geistern nicht bewiesen werden können, nur einer gerechtfertigten Seele gelten, die nicht mehr in die Hölle gestoßen werden kann. Bischof Keppler sagt in der „Armenseelenpredigt", Seite 21, der Ausspruch des hl. Ambrosius, Jesus sei in die Tiefen des Tartarus hinabgestiegen, um die Seelen dem Schlunde des Teufels zu entreißen, könne sich nur auf das Fegefeuer beziehen. Der hl. Thomas tritt der Anschauung entgegen (Eisenhofer, a. a. O.), daß die Dämonen die Macht besitzen, die armen Seelen im Reinigungsorte zu peinigen, ein Zeichen, daß diese Ansicht tatsächlich bestanden hat. Das Mittelalter hegte also nicht bloß die Ansicht, daß die Dämonen es sind, die die Seele in den Abgrund der Hölle stoßen, sondern auch, daß sie, wenn sie dazu die Macht nicht besitzen, doch alles tun, um ihren Flug zu Gott zu verzögern, die Seele wenigstens zeitweilig von ihrem ewigen Ziele fernzuhalten.

Daß die Kirche im Subvenite die abgeschiedene Seele im Auge hat, erhellt

1. daraus, daß sie dieselbe ausdrücklich als solche bezeichnet (egressa anima de corpore),

2. aus der Bitte: occurrite Angeli Domini, die zur Voraussetzung hat, daß die Seele sich bereits auf dem Weg ins Jenseits befindet,

3. daraus, daß die Kirche das Requiem aeternam, das nur einer abgeschiedenen Seele gilt, nicht bloß an das Subvenite anfügt, sondern in das Gebet hineinnimmt, so daß es mit ihm zu einem einzigen zusammenschmilzt,

4. daraus, daß in der abschließenden Oration ausdrücklich von einem Verstorbenen gesprochen wird (defunctus saeculo).

Im Libera nimmt die Kirche zwar auch das Requiem aeternam in den Responsorialgesang hinein. Daß aber Libera und Requiem aeternam trotzdem zwei getrennte Gebete bleiben, erhellt aus der Verschiedenheit der Personen, denen beide Gebete gelten: das Libera dem Betenden (libera me, Domine), das Requiem aeternam den abgeschiedenen Seelen (dona eis, Domine).

Im Subvenite betet die Kirche ohne allen Zweifel um die sofortige Aufnahme der Seele in die Herrlichkeit (suscipiat te Christus, offerentes eam in conspectu Altissimi, in sinum Abrahae Angeli deducant te).

Requiem aeternam und Requiescat in pace erbitten das gleiche, ebenso die Oration (Defunctus tibi vivat). Wenn dem Verstorbenen, wie die Oration betet, das verziehen wird, was er im Erdenleben gefehlt hat, hindert nichts mehr seinen Einzug in den Himmel.

Ein jeder wird fühlen, wie die Übersetzung: a porta inferi, von den Pforten der Hölle rette seine Seele, wie ein Fremdkörper wirkt, der den Gedankengang zerreißt und die Einheitlichkeit durchbricht.

Die Bitte um die sofortige Aufnahme der Seele in die Glorie ist gleichbedeutend mit der Bitte um den Freispruch der Seele im besonderen Gerichte, wenn letzteres auch im Gebete nicht eigens erwähnt wird. Die Kirche hat demnach die Seele im Auge, bevor noch das Urteil über sie gesprochen wird. Das gilt für die ganze Begräbnisliturgie, wie wir sehen werden. Man wird keine einzige Stelle finden, die dieser Ansicht widerspricht. Für das Totenoffizium selbst gelten andere Gesichtspunkte; da sieht die Kirche z. B. in den Lektionen die Seele im Fegefeuer und läßt sie mit den ergreifenden Worten des Dulders Job über ihr Elend klagen und um Befreiung aus ihrer Pein bitten.

Exsequiarum ordo

Ad domum defuncti

Die Antiphon: Si iniquitates, erklärt sich am schönsten in der Voraussetzung, daß der Richter das Urteil noch nicht gefällt hat.

In der Oration: Suscipe, Domine, wird die Seele eindeutig als abgeschieden bezeichnet (quam de ergastulo huius saeculi vocare dignatus es). Suscipe, Domine, animam hat offenbar den Sinn: Nimm, o Herr, die Seele jetzt gleich nach ihrem Hinscheiden auf. Die Kirche gebraucht das Wort „eripere" in der Bedeutung von bewahren, z. B. in der Allerheiligenlitanei: Ut animas . . . ab aeterna damnatione eripias, im Hanc igitur: ab aeterna damnatione nos eripi und in der Oration des 1. Adventssonntages. Deshalb ist man berechtigt, den Ausdruck auch hier im gleichen Sinne zu verstehen: bewahre sie vor dem Orte der Strafen, der Vergeltung. Dieser locus poenarum kann nur das purgatorium sein, weil, wie das ut finale anzeigt, die Erfüllung der dritten Bitte, daß die Seele die Seligkeit des ewigen Friedens und Lichtes genieße, als Wirkung der Bitte: bewahre sie vor dem Strafort, gedacht ist. In der vierten Bitte wird die glorreiche Auferstehung des Leibes erfleht.

Die Wiedergabe des Verses a porta inferi mit: vor den Pforten der Hölle, wirkt auch hier störend, ebenso wie die Übersetzung: de profundis: aus Abgrundtiefen; die nach der Hölle riecht. Im Psalm ist von Tiefen unter der Erde, ob der Hölle oder des Fegefeuers, keine Rede. Wie aus dem Inhalt hervorgeht, ist der Ausdruck de profundis bildlich gemeint von der tiefen Seelennot des Betenden. Diese tiefe Not wird auf die Seele angewendet, die nicht ganz rein vor dem unendlich heiligen Richter steht.

Rore coelesti, odore coelesti

Obwohl wir nicht leugnen, daß die Beräucherung des Leichnames ihn als Tempel des Hl. Geistes ehren soll (thus honoris), werden wir doch wegen der begleitenden Textworte in der Besprengung und Beräucherung mehr die Bitte um Entsühnung der Seele erblicken, die sie würdig machen soll, daß sich an ihr die Bitte des Textes erfülle. Diese Bitte will ihr unter dem Bilde des Taues und Wohlgeruches die Freuden des Himmels erflehen.

Ad ingressum ecclesiae, Subvenite

Das Gotteshaus erscheint als ein Bild des Himmels. Gleichwie Priester und Volk den Leichnam des Verstorbenen in die Kirche geleiten, so mögen die Engel und Heiligen seine Seele in den Himmel führen.

Absolutio ad feretrum, Non intres

Das Non intres darf nur bei einem Begräbnis gebetet werden. Daraus erhellt, daß unter dem judicium das particulare zu verstehen ist; sonst wäre die Beschränkung unverständlich. Die Kirche hat also wieder den Moment im Auge, da die Seele vor ihrem Richter erscheint. Die Bitte selbst hat nach dem strengen Wortlaute den Sinn: Halte, o Herr, gar kein Gericht, nimm ihn ohne Gericht in deine Freuden auf. Eine solche Bitte aber ist unerfüllbar, weil gegen Gottes Willen, der jeden, auch den Gerechten, der im Leben alles abgebüßt hat, vor seinen Richterstuhl ruft. Außerdem setzen die zwei folgenden Bitten ein Gericht voraus. Weil bei einem Gerichte die Gerechtigkeit entscheidet, kann der Sinn der Bitte nur sein: Laß, o Herr, im Gerichte nicht bloß deine strenge Gerechtigkeit walten, sondern auch deine Barmherzigkeit mitsprechen, laß sie soweit mitreden, daß dein Richterspruch — die zweite Bitte — den zu Richtenden nicht drücke. Der Richterspruch wird ihn dann nicht drücken, wenn ihm vieles erlassen wird, sowohl was den Grad, als die Zeitdauer der Strafe anlangt, weil dann der Gerichtete mehr an das denkt, was ihm erlassen, als was ihm auferlegt wurde. Es ist also eine Bitte um weitgehende Milde. Nun folgt die dritte Bitte: Ut gratia illi succurrente, mereatur evadere judicium ultionis. Mereatur: der zu Richtende ist des Erbetenen nicht würdig, es soll ihm also Großes erfleht werden, deshalb werden die Gnade, die Verdienste Christi, angerufen. Deine Gnade komme ihm zu Hilfe und mache ihn würdig: evadere judicium ultionis. Ultio heißt Rache, Vergeltung, weil der ewige Gott Richter ist, gerechte Vergeltung. Wir können judicium ultionis mit: gerechter Urteilsspruch wiedergeben; im Worte gerecht ist der Begriff Vergeltung enthalten. Deine Gnade mache ihn würdig, dem gerechten Urteilsspruche zu entgehen. Es ist die Bitte um gänzlichen Freispruch, um volle Amnestie oder um unverzügliche Verleihung der Himmelskrone. Es fragt sich nun, ob wir im judicium ultionis ein Verwerfungsurteil zu sehen haben. Der Text fordert dies in keiner Weise; denn jedes im besonderen Gerichte gefällte Urteil ist ein judicium ultionis, ein Urteil der Vergeltung, auch das über eine Seele, die alles im Leben abgebüßt hat und rein und lauter, an Verdiensten reich vor ihrem Richter steht. In diesem Falle ist ultio in positivem Sinne von Belohnung zu verstehen. Der Nachsatz nun, der mit den Worten dum viveret den zu Richtenden als einen bereits Verstorbenen bezeichnet und außerdem zur Motivierung der Bitte seinen Gnadenzustand hervorhebt (insignitus est signaculo sanctae Trinitatis) schließt ein Verwerfungsurteil völlig aus.

Delatio defuncti ad coemeterium

Daß die Antiphon in Paradisum der abgeschiedenen Seele den augenblicklichen Genuß der Himmelsfreuden erbitten will, wird niemand bestreiten. Man braucht nur den Indikativ zu setzen, und der Bittgesang verwandelt sich in ein Jubellied beim Einzug eines Heiligen in den Himmel.

Die Oration: Fac, quaesumus, Domine

Das Wort defuncti bezeichnet den Diener Gottes als einen Verstorbenen; der Satz: qui tuam in votis tenuit voluntatem, als einen Gerechtfertigten, der spätestens im Augenblicke des Sterbens guten Willens war, aber, wie aus der Bitte: ut factorum suorum in poenis non recipiat vicem, erhellt, noch zeitliche Strafen verdient. Deshalb wird Gottes Barmherzigkeit um deren Erlassung angefleht, u. zw., wie aus dem ut finale hervorgeht, zu dem Zwecke, damit er den himmlischen Chören zugesellt werde, gleichwie er auf Erden durch den Glauben ein Glied des mystischen Leibes Christi gewesen. Soll die Bitte ihren Zweck erreichen, kann es sich nur um Erlassung jeglicher zeitlichen Strafe handeln.

Sume terra

Das ergreifende Gebet enthält ganz augenscheinlich die Bitte um die Gnade der sofortigen Anschauung Gottes. Sowie die Erde jetzt den Leib, der aus Erde gebildet selber Erde ist, in ihren Schoß aufnimmt, so nehme Christus die Seele, die als Gottes Hauch sein Eigentum ist, zu sich in seine Glorie.

Die folgenden Gebete wollen dem Verstorbenen die künftige Auferstehung des Leibes erbitten.

Die Begräbnismesse

Das Missale enthält vier Meßformulare für die Verstorbenen. Die Gesangteile, die in allen gleich lauten, wurden für die Begräbnismesse verfaßt. Wenn sie in denselben zum Unterschiede von den Orationen auch aller Verstorbenen gedenkt, wie aus dem Gebrauche des Plurals erhellt, so hat sie doch naturgemäß vornehmlich die Seele dessen im Auge, den sie zum Grabe geleitet.

Im Introitus, Graduale und in der Communio will die Kirche der Seele unter dem Bilde der ewigen Ruhe und des ewigen Lichtes die Freuden des Himmels erflehen; im Introituspsalm das hohe Glück, in den ewigen Lobpreis einzustimmen, der Gott von allen Geschöpfen gebührt.

Tractus

Der zweite Satz: Gratia tua . . . mereantur evadere judicium ultionis, ist gleichlautend mit der dritten Bitte des Non intres. Es ist kein Grund vorhanden, ihn anders auszulegen. Demnach wird auch hier das judicium das besondere Gericht sein. Dies wird zur Gewißheit durch die unmittelbar folgende Bitte: Lucis aeternae beatitudine perfrui; denn die Kirche will gewiß der abgeschiedenen Seele die Freuden des Himmels nicht erst für die Zeit nach dem Jüngsten Gerichte erbitten. Auch im Tractus wird die Seele als eine bereits abgeschiedene bezeichnet (animas omnium fidelium defunctorum). Deshalb kann unter dem judicium ultionis kein Verdammungsurteil gemeint sein, sondern jenes, das der zwar gerechtfertigten, aber noch sühnepflichtigen Seele gebührt.

Der Tractus enthält drei Bitten, die in verschiedener Form der Seele das gleiche zu erwirken suchen, die unverzügliche Anschauung Gottes. Weil nichts Unreines in das Himmelreich eingehen kann, lautet die erste: Absolve animas ab omni vinculo peccatorum. Man beachte das omni! Nun kann die Kirche die zweite Bitte wagen: Deine Gnade mache sie des Freispruches würdig, den sie auf ihre eigenen Verdienste hin noch nicht verdient; die dritte Bitte ist die süße Frucht der beiden vorausgegangenen: Laß sie die Seligkeit des ewigen Lichtes genießen.

Kardinal Schuster bemerkt bei Besprechung des Tractus (Liber sacramentorum, p. IX, S. 91): „In diesen und vielen anderen Totengebeten denkt die Kirche an das besondere Gericht der Seele, das ihr Schicksal für die Ewigkeit entscheidet. Die Gebete der Kirche begleiten den Verstorbenen auf der Bahre, aber Gott, für den es keine Vergangenheit und Zukunft gibt, hat die Fürbitte der Kirche vorausgesehen; sie hat einen mächtigen Einfluß auf das Gericht Gottes ausgeübt."

Der gelehrte Kardinal schreibt also dem Gebete eine rückwirkende Kraft zu. Es kommt aber nicht bloß darauf an, ob Gott die Begräbnisgebete, eben weil er sie voraussieht, schon dem Sterbenden zuwenden kann, sondern ob dies seinem heiligen Willen auch tatsächlich entspricht. Die Kirche scheint dies nicht anzunehmen. Denn der Kanon 834 § 2, 1 des Codex lautet: „Missae pro urgenti casu oblatae quam primum tempore utili sunt celebrandae". Man sage nicht, es handle sich hier nur um eine disziplinäre Verordnung, aus der man auf die Auffassung der Kirche nicht schließen könne. Denn die Kirche motiviert ihre Vorschrift mit den beiden Worten tempore utili. Eine hl. Messe um glückliche Sterbestunde eines Schwerkranken muß deshalb quam primum, d. h. noch zu Lebzeiten des Kranken gelesen werden, weil die Zeit nach dessen Tode nicht mehr ge-

eignet ist, ihm die Früchte des Meßopfers zu dem gedachten Zwecke zuzuwenden. Die Kirche nimmt also keine rückwirkende Kraft des hl. Meßopfers an. Man kann nun keinen Grund angeben, daß für das Gebet und die Zeit seiner Zuwendung andere Gesetze gelten sollen. Damit stimmt auch überein der sensus christianus. Warum sind fromme Christen über den plötzlichen Tod eines Nahestehenden, der kein christliches Leben geführt hat, so traurig? Weil sie um sein ewiges Heil bangen und die Überzeugung hegen, es auch durch ihr Gebet nicht mehr ändern zu können. Der Christ braucht das Gebet nach seinem Tode nicht, um sein ewiges Heil zu erreichen. Er bekommt im Leben auch auf das Gebet der Kirche hin so reichliche Gnaden, daß er, wenn er guten Willens ist und die Gnaden gebraucht, sein Heil gar nicht verlieren kann. Mit dem Tode ist für ihn die Nacht hereingebrochen, in der niemand mehr wirken kann, und auch die Kirche nicht mehr für sein Heil zu wirken vermag.

Offertorium

Aus den Bitten: Ne absorbeat eas tartarus, ne cadant in obscurum, geht hervor, daß die Kirche die bereits abgeschiedene Seele (animas omnium fidelium defunctorum) als noch nicht gerichtet betrachtet. Deshalb kann liberare nur die Bedeutung von bewahren haben. Libera animas omnium fidelium defunctorum de poenis inferni et de profundo lacu, libera eas de ore leonis, ne absorbeat eas tartarus, ne cadant in obscurum; in diesen starken Ausdrücken glaubt die Mehrheit der Erklärer die Hölle erblicken zu müssen[1]).

Wie bei Besprechung des Subvenite ausgeführt wurde, kann: libera eas de ore leonis, den Sinn haben: bewahre sie vor dem Rachen des Löwen, damit er sie nicht in die Hölle stoße, oder aber, damit er sie nicht in das Fegefeuer schleppe und dort peinige. Weil dieser Ausdruck offenbar dem Buche Daniel entnommen ist und der in der Grube schmachtende Prophet schon im christlichen Altertum als Bild der armen Seele galt, und außerdem die Seele als bereits abgeschieden bezeichnet wird, können wir uns unbedenklich für den zweiten Sinn entscheiden. Volle Klarheit wird die Erklärung des Textes bringen.

Infernum oder Infernus heißt wörtlich das Untere, was unten ist, die Unterwelt. Man stellt sich den Himmel oben, Hölle, Vorhölle und Fegefeuer unten, unter der Erde, vor. Die alte Kirche, die weder für Vorhölle noch für Fegefeuer einen terminus technicus hatte, gebraucht tatsächlich infernum (infernus) als Aus-

[1]) Vgl. u. a. *Dr. Joh. Obernhumer,* Für wenn und worum betet die Kirche im Offertorium der Totenmesse? (Diese Zeitschrift, 91. Jahrgang, 1938, S. 129 ff., 335 ff.)

druck für jedes der drei Reiche der Unterwelt, sie tut dies nach dem Beispiel der Hl. Schrift des Alten und Neuen Testamentes. Dasselbe gilt vom Worte tartarus (Abgrund). Der fünfte Glaubensartikel des Symbolum hat die Formulierung: descendit ad inferos, er ist abgestiegen zu den Unterirdischen, zu denen in der Unterwelt, d. h. Vorhölle. Der Laudeshymnus der österlichen Zeit Aurora lucis rutilat, gebraucht nach dem ursprünglichen Texte, auf den es ankommt, in der ersten Strophe infernus für Hölle (gemens infernus ululat), in der vierten Strophe für Vorhölle (solutis jam gemitibus et inferni doloribus). Auch der Vesper- (Laudes-) Hymnus von Ascensio bezeichnet die Vorhölle mit infernum (inferni claustra penetrans, tuos captivos redimens). Nach Keppler, Armenseelenpredigt (S. 20, 21), nennen Augustinus, Ambrosius und Cäsarius von Heisterbach das purgatorium infernum. Und die Kirche selber betet im neunten Responsorium des Totenoffiziums, wenn am Mittwoch und Samstag nur ein Nocturnum zu verrichten ist: Libera me, Domine, de viis inferni, qui portas aereas confregisti et visitasti infernum et dedisti eis lumen, ut viderent te, qui erant in poenis tenebrarum, clamantes et dicentes: Advenisti, Redemptor noster. Zweimal wird hier das Fegefeuer infernum genannt. Es läßt sich nun nicht annehmen, daß die Kirche das gleiche Wort im Offizium für Fegefeuer, in der Messe aber für Hölle gebraucht.

Ne absorbeat eas tartarus. Im Laudeshymnus der österlichen Zeit versteht die Kirche unter dem Worte tartara (-orum) die Vorhölle (pede conculcans tartara, solvit catena miseros). Wenn nun schon die Vorhölle, die kein persönlicher Strafort war, mit dem starken Ausdruck tartarus bezeichnet wird, um wieviel leichter kann dann der gleiche Ausdruck für den Ort der bitteren Sühne gelten. Und tatsächlich nennen Cyrillus von Alexandrien und Ambrosius das purgatorium tartarus (Keppler a. a. O., S. 21).

Ne absorbeat eas tartarus, müßte dann auf die Hölle bezogen werden, wenn im Worte absorbere der Begriff des dauernden Festhaltens läge. Das kann aber nicht behauptet werden; man denke nur an das Erbrechen der verschlungenen Speisen.

Profundus lacus und tartarus sind ähnliche Ausdrücke, und zwar ist tartarus der stärkere. Wenn dieser nicht Hölle zu bedeuten braucht, dann noch weniger der andere, zumal seine Entlehnung aus dem Buche Daniel ohnehin mehr für das Fegefeuer spricht.

Ne cadant in obscurum. Von den Seelen im purgatorium heißt es im angeführten Responsorium: Qui erant in poenis tenebrarum. Tenebrae und obscurum sind aber synonym, deshalb ist unter dem obscurum des Offertoriums nicht die äußerste Finsternis gemeint, sondern der düstere Ort der Reinigung, düster.

weil der Heiland ferne ist, düster im Vergleich zur Lichtfülle des Himmels. Die immer wiederkehrende Bitte: Lux perpetua luceat eis, um die lucis aeternae beatitudo im Tractus, um die lux sancta im Offertorium selber und um die lux aeterna in der Communio sagen uns, daß obscurum auch für das Fegefeuer seine volle Geltung hat. Man sage nicht, daß die besprochenen Ausdrücke für das purgatorium zu stark seien. Mancher abgeschiedenen Seele, die aus eigener Schuld vieles abzubüßen hat, wird zumute sein, daß sie in weiter Gottesferne in einem profundus lacus schmachte und in einen finsteren Abgrund gebannt sei. Um nun volle Gewißheit zu erlangen, wollen wir an die Erklärung des Textes schreiten.

1. Der erste Teil des Offertoriums enthält fünf dem Sinne nach negative Bitten und eine positive. Das finale ne läßt erkennen, daß die Bitte: Libera eas de ore leonis, die Erfüllung der folgenden Bitten bezweckt. Die Hauptbitte, auf die es der Kirche ankommt, ist die positive. Wenn wir der Einfachheit halber die beiden negativen Bitten vorläufig außer acht lassen, so betet die Kirche: Bewahre die Seele vor dem Rachen des Löwen, damit der Erzengel sie geleite in das heilige Licht. Soll dies dem Erzengel möglich sein, so genügt es nicht, daß der Teufel die Seele nicht in die Hölle stoße, sondern er muß sie überhaupt unangetastet lassen und darf sie auch nicht in das purgatorium schleppen. Die Bitten heißen also: Bewahre die Seele vor dem Rachen des Löwen, damit der tartarus des Reinigungsortes sie nicht verschlinge und sie nicht stürze in die Finsternis des Fegefeuers, sondern der Erzengel sie in das heilige Licht geleite. Demgemäß wird auch in den zwei ersten Bitten der Herr angerufen, der Seele die Qual des purgatorium zu ersparen

(Schluß folgt.)

Pastoralfragen

Res derelicta und Restitutionspflicht? Eine Frau läßt sich vor den in Italien vorrückenden alliierten Truppen evakuieren. Sie kommt mit ihrer Familie in das Sudetenland und erlebt dort den Einmarsch der alliierten Armeen. Kurz vor den letzten Gefechten flieht ihre Hausherrin, Frau B, in eine Stadt nach Süden. Sie läßt das Haus und den größten Teil ihrer Habe im Stich. Die frisch gewaschene Wäsche bleibt auf dem Dachboden zurück. Die evakuierte Frau A wird später als Ausländerin aus dem Sudetenland ausgewiesen. Sie ist selber in arger Not und hat fast keine Wäsche mehr für ihre Kinder. Beim Abschied sagt ein Soldat der Besatzungsarmee zur Frau A, sie solle sich doch ruhig von der auf dem Trockenboden hängenden Wäsche etwas nehmen; die Besitzerin habe sie ja bei ihrer Flucht zurückgelassen, und wer weiß, ob sie noch lebe oder wieder heimkomme. Frau A nimmt sich hierauf eine Anzahl Wäschestücke, um sich und ihre Kinder zu versorgen, und zieht dann ebenfalls südwärts. Sie kommt zufällig

in dieselbe Stadt, in der auch die geflüchtete Hausherrin Frau B lebt. Frau A erfährt dies zufällig beim Schlangenstehen vor dem Wirtschaftsamt.

Nun beginnt sich bei Frau A das Gewissen zu regen und sie fragt, ob sie verpflichtet sei, der Frau B sämtliche vom Dachboden entnommene Wäsche oder doch einen Teil davon zurückzugeben.

Dieser Casus wurde mehreren Mitbrüdern vorgelegt und verschieden beantwortet. Der eine meinte, Frau A brauche nichts zurückzugeben, da sie die Wäsche in schwerster Notlage genommen habe; der andere, Frau A müsse die ganze Wäsche der B zurückerstatten, da im Kriege zurückgelassene Güter nicht als res derelictae angesehen werden; wieder einer entschied, Frau A könne sich einen Teil der Wäsche behalten als Entschädigung dafür, daß Frau B die zurückgelassene Wäsche nicht ganz verloren hat.

1. Die erste Antwort stützt sich auf die allgemeine Lehre der Moraltheologen: „In *äußerster Not* darf man so viel fremde Güter sich zueignen, als zur Errettung aus der äußersten Not erforderlich sind. Dies sowohl wenn es gilt, sich selbst, als auch, wenn es gilt, einen anderen aus der äußersten Not zu retten." Dieses Recht ergibt sich aus dem ersten Zweck der Erdengüter, welcher die Erhaltung des Lebens aller Menschen ist.

In äußerster leiblicher Not befindet sich jemand, der ohne fremde Hilfe überhaupt nicht oder nur äußerst schwer dem Tode entgehen kann (necessitas, qua vita periclitatur).

Man kann nun nicht behaupten, daß Frau A oder ihre Kinder in solch äußerster Notlage waren, aus der sie nur durch Aneignung fremder Wäschestücke sich befreien konnten. Daher war es ihr nicht erlaubt, aus dem Titel der äußersten Not sich die Wäsche anzueignen.

Wohl aber war Frau A in Not, und zwar in *schwerer*. Sie hat ja schon bei der Evakuierung aus Italien nur wenig mitnehmen können, lebt jetzt in der Fremde, muß damit rechnen, daß sie nochmals abgeschoben wird, was tatsächlich eintraf, und hat fast keine Wäsche mehr für ihre Kinder.

In solcher Lage kann sich ein Armer Güter von geringem Werte aneignen, wenn er sich dadurch leicht aus schwerer Not erretten kann und er auf Bitten nichts erhalten würde (vgl. Jone, Kath. Moraltheologie, 10. Aufl., 1938, Nr. 331). Man nimmt eben an, daß in einem solchen Fall der bisherige Eigentümer rationabiliter non invitus ist. Frau B, der die Wäsche gehörte, kann nicht gebeten werden um Überlassung der nötigen Stücke; sie ist geflohen, wer weiß, wo sie sich aufhält; sie hat jedenfalls selbst keine Hoffnung, je zu ihrer zurückgelassenen Wäsche wieder zu kommen. Für eine Mutter bedeutet es sicher eine schwere Notlage, für die Kinder nicht genügend Wäsche zu haben, besonders wenn die Familie auf der Flucht ist oder jeden Tag bereit sein muß, wieder abgeschoben zu werden. Von diesem Gesichtspunkte aus durfte Frau A sich Wäsche nehmen, um ihrer schweren Not abzuhelfen.

2. Ist die am Trockenboden gelassene Wäsche vielleicht als *res derelicta* zu betrachten? Im allgemeinen gelten Güter, die bei Schiffbruch, Überschwemmung und infolge Kriegsereignissen zurückgelassen werden müssen, nicht als res derelictae, die sich der primus occupans aneignen dürfte. In unserem Fall aber darf man fragen: *Mußte* Frau B fliehen? Die überwiegende Zahl der Einwohner ist nicht geflohen und blieb auch unbehelligt. Wenn sie also bleiben hätte können und sie ist doch geflohen, hat sie

damit freiwillig auf ihre zurückgelassene Habe, wenigstens soweit sie nicht niet- und nagelfest ist, verzichtet. Man kann annehmen, daß die Frau B die nötigste Wäsche mitgenommen hat. Sie mußte aber damit rechnen, daß die Wäsche, die auf dem Trockenboden hängt, ganz sicher von irgendwem usurpiert wird, entweder von den Besatzungstruppen oder von „Einheimischen", also für sie auf jeden Fall verloren ist. Kann sie da noch vernünftigerweise dagegen sein, daß die arme Frau A sich von der Wäsche, die für sie auf jeden Fall verloren ist, so viel nimmt, als sie für sich und die Kinder braucht und soviel sie bei der späteren Ausweisung mitnehmen kann?

Auch so betrachtet, war die A berechtigt, so viel von der Wäsche der B zu nehmen, wie nötig war, ihrer eigenen Not zu begegnen. Dies um so mehr, als unter den gegenwärtigen Verhältnissen (großer Mangel an Spinnstoffen) noch lange nicht genug Wäsche zu erhalten sein wird. Die A stand daher in einer Notlage, die voraussichtlich lange gedauert hätte.

Ist die Frau A nun verpflichtet, die Wäsche ganz oder zum Teil *zurückzugeben?* Solange ihre schwere Notlage andauert, nicht.

Hat sich ihre Lage gebessert und benötigt sie die Wäsche nicht mehr, so ist sie an sich verpflichtet, diese der B zu übergeben oder die B dafür zu entschädigen. Denn selbst jener, der in äußerster Not fremdes Gut sich angeeignet hat, ist bei Behebung der Notlage zur Rückgabe oder Entschädigung verhalten. Allerdings nur unter der Voraussetzung, daß er bei Ansichnahme des fremden Gutes die Hoffnung hegte, später in bessere Verhältnisse zu kommen. „Hatte er keine solche Hoffnung, dann ist er zu nichts verpflichtet, trotzdem er wider Erwarten in bessere Verhältnisse kam" (Jone, Nr. 331).

Da Frau A damals zwar in schwerer, aber nicht in äußerster Not sich befand, ist sie bei Behebung der Notlage wohl verhalten, Zurückgabe oder Entschädigung an die B zu leisten.

Allem Anschein nach ist derzeit die A als Evakuierte noch immer in schwerer Notlage, daher nicht zur Restitution verpflichtet.

Selbst wenn die A von der Notlage befreit wäre, brauchte sie nicht die ganze an sich genommene Wäsche der B zurückgeben; denn sie kann sich einen entsprechenden Teil als Entschädigung für ihre Mühe behalten, ohne die Frau B überhaupt nichts mehr von ihrer zurückgelassenen Wäsche erlangt hätte.

3. Selbst wenn man die zurückgelassene Wäsche nicht als freiwillig aufgegebenes Gut, sondern als *res amissa* betrachtet, war Frau A berechtigt, sich davon zu nehmen; denn wenn von vornherein keine Hoffnung besteht, den Besitzer einer verlorenen Sache aufzufinden, dann kann sich der Finder die Sache sofort aneignen. So war aber die Lage. Wie hätte Frau A annehmen können, daß sie je wieder die geflohene B treffen würde!

4. Muß Frau A, nachdem sie vom Aufenthalt der B in derselben Stadt gehört hat, die B aufsuchen und ihr von der mitgenommenen Wäsche berichten? Da sie nicht zur Rückgabe verpflichtet ist, braucht sie die Frau B auch nicht aufsuchen und ihr Bericht erstatten.

Freilich wäre es schön und empfehlenswert, daß die Frau A freiwillig die B aufsucht, und daß beide Frauen in Liebe die Angelegenheit besprechen und so regeln, daß in Zukunft auf keiner Seite eine Verstimmung bleibt. Vielleicht ist Frau B augenblicklich selbst in Notlage, so daß ihr mit der Übergabe wenigstens eines

Teiles der Wäsche geholfen wäre. Es sollte eben auch hier nicht die Gerechtigkeit allein, sondern vor allem die Liebe das entscheidende Wort haben.

(So die Lösung vom moraltheologischen Standpunkt aus. Man beachte aber, daß in den einzelnen Staaten die Bestimmungen der Bürgerlichen Gesetzbücher in dieser Materie voneinander abweichen!)

Linz a. d. D. *Dr. Ferdinand Spiesberger.*

Spendung der Firmung in Todesgefahr. Nach dem Dekret der Sakramentenkongregation vom 14. September 1946 dürfen die dazu bevollmächtigten Priester die Firmung nur „bei Todesgefahr wegen schwerer Krankheit" spenden. Da „bei Todesgefahr wegen schwerer Krankheit" gewöhnlich auch die Sterbesakramente gespendet werden, ergibt sich von selber die Frage, in welcher *Reihenfolge* die Spendung in einem solchen Falle geschehen soll: — Die für die Reihenfolge wichtigen Gesichtspunkte sind drei: Die Stellung der Sakramente innerhalb des sakramentalen Gesamtorganismus, ihre verschiedene Heilsnotwendigkeit und endlich die positiven Bestimmungen des Rituals.

Innerhalb des *sakramentalen Organismus* steht die *Taufe* an erster Stelle. Sie verleiht dem Menschen durch den Taufcharakter eine ontologische Gleichprägung oder Assimilation an das gottmenschliche Haupt des mystischen Leibes und dadurch das Anrecht auf das Leben des Hauptes, den Geist Christi. Setzt der Mensch kein Hindernis, so erhält er das Christus-Leben auf Grund dieser Christus-Struktur auch wirklich: Er wird zum lebendigen Gliede des priesterlichen Hauptes. — Die Gleichprägung mit Christus wird vertieft durch den Charakter der *Firmung.* Während der Taufcharakter das Glied mit Christus gleichgeformt hat, insofern er Gott-Mensch und daher wesenhaft Priester ist, prägt der Firmcharakter das Glied Christus gleich, insofern Christus der vom priesterlichen Geist Erfüllte und Getriebene ist. Das gefirmte Glied erhält durch den Firmcharakter das Anrecht auf die Geistesfülle, die Christus seit seiner Priesterweihe in der Inkarnation in seinem Herzen birgt, und, wenn der Mensch beim Empfang des Sakramentes kein Hindernis setzt, empfängt er auch wirklich die Fülle des Geistes Christi. Wie das Haupt in der Kraft dieses Geistes die „objektive" Erlösung der Welt vollbrachte, so soll das gefirmte Glied in der Kraft des gleichen Geistes die „subjektive" Erlösung durch Selbst- und Fremdheiligung vollbringen. — Ihre Vollendung und Krönung erreicht die Verbindung Christi mit seinen Gliedern im dritten Initiationssakrament, in der *Eucharistie.* Statt wie bisher sich bloß durch die Kraft des Geistes mit dem Gliede zu verbinden, senkt sich nun Christus das Haupt selbst in der Eucharistie substanziell in das Glied ein. Mit der Eucharistie ist die „incorporatio in Christum" vollendet. — Die übrigen Sakramente haben nur mehr subsidiären, bzw. komplementären Charakter: Sollte die Verbindung zwischen Haupt und Glied reißen, wird sie durch die *Buße* wiederhergestellt. Und naht der Tag, wo das Christusglied für immer mit dem Haupte in der Offenbarkeit des Himmels vereinigt werden soll, so wird es vom letzten der Sakramente, der *hl. Ölung,* von den Überbleibseln und Wunden der Sünde geheilt und gegen alle Not und Gefährdung der letzten Stunde gestärkt. Das ist die Reihenfolge der Sakramente innerhalb des sakramentalen Gesamtorganismus. In dieser Reihenfolge zählt sie das Lehr-

amt der Kirche seit fast 2000 Jahren auf. In dieser Reihenfolge hat die Gesamtkirche der Frühzeit im Osten und Westen ihre Sakramente gespendet. In dieser Reihenfolge spendet sie die griechische Kirche heute noch.

Eine etwas verschiedene Reihenfolge ergibt sich, wenn die Sakramente nach ihrer *Heilsnotwendigkeit* betrachtet werden. Am Anfang steht wiederum die *Taufe*. Denn zur erstmaligen lebendigen Verbindung des Menschen mit Christus ist sie „necessitate medii" notwendig. An zweiter Stelle stehen *Buße*, bzw. *hl. Ölung*. Für solche Glieder, die sich nach der Taufe durch eine schwere Sünde vom Haupte getrennt haben, ist die Buße, bzw. hl. Ölung ebenfalls „necessitate medii" notwendig. An dritter Stelle steht die *Eucharistie*. Sie ist nicht „necessitate medii", wohl aber „necessitate praecepti divini et ecclesiastici" notwendig; die Autoren reden zudem von einer necessitas „medii", die allerdings nicht absolut, sondern relativ genannt wird. An letzter Stelle stehen *Firmung* und *Ölung*. Abgesehen von dem Fall, wo nur durch die hl. Ölung der Gnadenstand gewonnen werden kann, sind diese beiden Sakramente weder „necessitate medii" noch „necessitate praecepti" notwendig. Nur ein Nichtempfang dieser Sakramente „aus Verachtung" wäre schwer sündhaft.

Die *positiven Bestimmungen* über die Reihenfolge der Sakramente waren nicht immer gleich. Innerhalb der Grenzen, wie sie einerseits durch die organische Verknüpfung der Sakramente untereinander und anderseits durch die verschiedene Heilsnotwendigkeit gegeben sind, haben die beiden Ergänzungssakramente (Firmung und hl. Ölung) ihre Stellung im Laufe der Kirchengeschichte gewechselt. Als „Vollendung der Taufe" wurde die Firmung anfangs sofort nach der Taufe, später aber nach der Eucharistie gegeben. Ähnlich wurde die „Vollendung der Buße", die hl. Ölung, im Mittelalter fast überall sofort nach der Buße gespendet, während sie jetzt als letztes Sakrament auferscheint. Wir ersehen daraus, daß die Kirche die Reihenfolge der Sakramente innerhalb gewisser Grenzen ändern kann.

Nach diesen grundsätzlichen Erörterungen geben wir nun auf die eingangs gestellte Frage folgende Antwort:

1. Die Firmung ist ein Sakrament der Lebendigen. Der Schwerkranke, der sie empfangen soll, muß daher zuerst ein lebendiges Glied Christi werden. Dies geschieht durch die Taufe, wenn er noch nicht getauft ist; durch die Buße, wenn er durch schwere Sünde aus der Lebensverbindung herausgefallen ist; durch die hl. Ölung, wenn er zur Beichte nicht fähig ist.

2. Ist der Schwerkranke im Gnadenstand, fragt es sich, ob man ihm zuerst die Eucharistie oder die Firmung spenden soll.

a) Schwerkranke, die getauft sind, die Eucharistie aber nicht empfangen können, wie getaufte Kinder vor dem Vernunftgebrauch und getaufte dauernd Irrsinnige, erhalten natürlich sofort die Firmung.

b) Schwerkranke, die durch Taufe oder Buße im Stand der Gnade sind, aber die erste hl. Kommunion noch nicht erhalten haben, empfangen „sinngemäß" das Sakrament der Firmung vor der Kommunion. So entspricht es dem inneren Sinnziel der Sakramente, so der Praxis der ersten Jahrhunderte, die heute noch überall in der griechischen und teilweise (Spanien und Südamerika) sogar auch in der lateinischen Kirche geübt wird. Daß damit im Sinne auch der modernen Kirche gehandelt wird, zeigen folgende Tatsachen: Heute noch wird, wenn möglich, dem bekehrten Er-

wachsenen die Firmung sogleich nach der Taufe gespendet. Leo XIII. lobte in einem Briefe den Bischof von Marseille, der die Firmung der Kinder vor der Erstkommunion anordnete (Ep. „Abrogata", 22. VI. 1897). Am 30. Juni 1932 (AAS XXIV, 271/72) erklärte die Sakramentenkongregation, es sei angebracht und entsprechend, daß die Kinder die hl. Firmung, die gleichsam eine Ergänzung der hl. Taufe ist, vor der ersten hl. Kommunion empfangen, jedoch sollen solche Kinder, die die Firmung vor der Kommunion nicht empfangen konnten, deswegen nicht am Empfang der ersten hl. Kommunion gehindert werden. — Es ist also in diesem Falle „sinngemäßer", die Firmung vor der Eucharistie zu spenden; doch besteht keine Verpflichtung.

c) Bei Schwerkranken, die durch Taufe oder Buße im Stande der Gnade sind und früher schon die erste hl. Kommunion empfangen haben, fallen diese Gründe weg. In diesem Falle ist es daher naturgemäß, zuerst die Eucharistie zu spenden, dann die Firmung.

d) Schwerkranke, die wegen ihrer Bewußtlosigkeit nur die hl. Ölung bedingungsweise empfangen können, können auch gefirmt werden, allerdings nur bedingungsweise. Sie „können" gefirmt werden, da sie als Katholiken wohl die „intentio habitualis implicita" haben; sie können nur „bedingungsweise" gefirmt werden, weil der Gnadenstand nicht sicher ist (vgl. Noldin, III [1930] S. 38). Eine Pflicht zur Spendung der Firmung besteht für den Priester nicht. Wohl aber ist er verpflichtet, die hl. Ölung zu spenden. Aus Liebe zum Kranken wird er ihm aber das Sakrament der Firmung nicht vorenthalten, vor allem dann nicht, wenn er weiß, daß der betreffende Kranke danach Verlangen hatte.

e) Wenn das Befinden des Kranken derart besorgniserregend ist, daß man fürchten muß, der Kranke könnte vor dem Empfang der Eucharistie sterben, besteht die strenge Pflicht, die Firmung erst nach der Eucharistie zu geben. Denn wie wir gesehen haben, steht die Eucharistie bezüglich der Heilsnotwendigkeit vor der Firmung.

3. Wie sollen in Fällen, wo die Firmung nach der Eucharistie gespendet wird, die beiden Sakramente Firmung und Ölung gereiht werden? Zweifellos gehört hier — abgesehen natürlich vom Notfall — der Vorrang der Firmung. Die Firmung ist ja ein den Christenstand konstituierendes Sakrament. Sie verleiht einen unauslöschlichen Charakter. Sie schenkt die Fülle des priesterlichen Geistes Christi. Sie erhebt das einfache Glied Christi zu einem reifen, rüstigen und vollendeten. Sie gewährt eine größere Herrlichkeit im Himmel. Die hl. Ölung dagegen reinigt den Menschen von den Überbleibseln der Sünde und steht ihm bei in der Not und der Gefährdung der letzten Stunde. Wie groß diese Wirkungen der Ölung auch sind, an die Wirkungen des Firmungssakramentes reichen sie nicht heran. Mit Recht stellen wir also die Firmung vor die Ölung. An dieser Reihenfolge ändert auch die Betrachtung der Heilsnotwendigkeit nichts. Denn beide Sakramente sind, wie wir gesehen haben, an und für sich — wiederum vom Notfall abgesehen — zum Heile weder „necessitate medii" noch „necessitate praecepti" notwendig.

4. Daß der „Päpstliche Segen" erst nach den Sakramenten gespendet wird, ergibt sich aus seinem Wesen als Sakramentale, aus seinem Ziel, die von den Sakramenten noch übriggelassenen Sündenstrafen zu beseitigen, und aus der positiven Anordnung des Rituals.

Zusammenfassend gilt also: Wenn einem Schwerkranken die Firmung gleichzeitig mit den Sterbesakramenten zu spenden ist, wird die Firmung gewöhnlich nach der Eucharistie gespendet. Nur in einem Fall ist es sinngemäßer, sie vor der Eucharistie zu spenden, dann nämlich, wenn der getaufte Schwerkranke noch nicht die Erstkommunion empfangen hat und keine Gefahr besteht, daß er vor Empfang der Kommunion sterben könnte; doch kann der Priester auch in diesem Fall die Firmung erst nach der Eucharistie spenden, ohne gegen den Willen der Kirche zu handeln. — An Orten, wo ein oder mehrere Kapläne sind, wird es allerdings meistens so sein, daß der Kaplan, der zuerst gerufen wird, dem Schwerkranken die Sterbesakramente spendet, der Pfarrer aber erst später die Firmung. Wo aber das Firmsakrament gemeinsam mit den anderen Sakramenten gegeben wird, ist, solange die Kirche nicht nähere Bestimmungen erläßt, die angegebene Reihenfolge zu empfehlen.

Linz a. d. D. *Dr. E. Schwarzbauer.*

Sanatio in radice und Ehesakrament. Es ist allgemeine und sichere Lehre der Theologen, daß der Ehevertrag selbst das Sakrament ist. Eine gültige christliche Ehe, die nicht Sakrament wäre, ist nicht denkbar (vgl. can. 1012, § 2). Daraus folgt, daß in dem Augenblick, in dem eine gültige christliche Ehe zustandekommt, auch das Sakrament erteilt wird. Wird z. B. eine Ehe per procuratorem geschlossen, so empfangen die abwesenden Ehekontrahenten auch das Sakrament. Daher behaupten einige ältere Autoren zu Unrecht, daß ein solcher Ehevertrag nicht eher zum Sakrament erhoben werde, als bis die persönlich anwesenden Kontrahenten ihren Ehevertrag gutgeheißen oder ratifiziert hätten (vgl. Pohle-Gierens, Lehrbuch der Dogmatik III[9], S. 606). Materie und Form des Sakramentes liegen im Ehevertrage selbst. Die Worte der Konsenserklärung sind Materie, insofern sie die Übergabe des Rechtes auf den Leib, Form, insofern sie die Annahme dieses Rechtes bezeichnen.

Aus dem Gesagten muß man schließen, daß auch bei sanatio in radice das Sakrament in dem Augenblick empfangen wird, in dem die sanatio gewährt wird und die Konvalidierung der Ehe erfolgt. Can. 1138, § 2, besagt: Convalidatio fit a momento concessionis gratiae. Der fortdauernde Ehekonsens wird zur sakramentalen Materie und Form erhoben. Die sanatio in radice kann einzig vom Apostolischen Stuhl gewährt werden (can. 1141). Durch die Quinquennalfakultäten sind aber die Bischöfe vielfach ermächtigt, aus rechtmäßigen Gründen gewisse Ehen in der Wurzel zu sanieren. In bestimmten Fällen können sie die Vollmacht auch dem Pfarrvorstand übertragen.

Zwar nicht zum gültigen, wohl aber zum erlaubten, würdigen und fruchtbringenden Empfang des Ehesakramentes wird der *Gnadenstand* gefordert, weil die Ehe ein Sakrament der Lebendigen ist. Wer das Sakrament wissentlich im Stande der Todsünde empfängt, begeht ein Sakrileg. Der Gnadenstand könnte an sich auch durch Erweckung der vollkommenen Reue hergestellt werden. Der Empfang des Bußsakramentes wird durch ein allgemeines Kirchengesetz auch nicht verlangt. Das Tridentinum mahnt die Ehegatten nur (hortatur), daß sie vor dem Eheabschluß oder wenigstens drei Tage vor dem Ehevollzug sorgfältig beichten und erbaulich zum heiligsten Sakramente der Eucharistie hinzutreten (Sess. XXIV, Decr. de reform. matr.).

Auch in dem Falle, daß eine Ehe durch sanatio in radice gültig zustandekommt und damit zugleich das Sakrament erteilt wird, soll, soweit dies möglich ist, durch rechtzeitige Ermahnung dafür gesorgt werden, daß sich die Kontrahenten im Augenblick der Erteilung der sanatio im Gnadenstand befinden und so auch der Gnaden des Sakramentes (Vermehrung der heiligmachenden Gnade, Sakramentsgnade) teilhaftig werden. Wenn der Pfarrer die sanatio vornimmt, besteht diesbezüglich keine besondere Schwierigkeit. Anders ist es, wenn die sanatio vom Papst oder Bischof vorgenommen wird. Da ist es praktisch meist nicht möglich, den Ehegatten den Zeitpunkt bekanntzugeben. Eine Bekanntgabe ist daher in diesen Fällen auch nicht üblich. Die Nachsicht von der Konsenserneuerung kann übrigens auch ohne Wissen eines oder beider Teile gewährt werden (can. 1138, § 3).

Da die Ehe wenigstens relativ unwiederholbar ist, gehört sie zu den Sakramenten, von denen mit ziemlicher Sicherheit angenommen wird, daß sie nach Beseitigung des obex (Hindernisses) *wiederaufleben*. Wenn daher Ehegatten, die das Sakrament ohne die notwendige Disposition empfangen haben, später den Gnadenstand erlangen, werden sie auch der Gnadenwirkungen des Sakramentes teilhaftig. Die entgegengesetzte Annahme würde zur Folgerung führen, daß Ehegatten, die das Sakrament sakrilegisch oder wenigstens fruchtlos empfangen haben, für die ganze Dauer der Ehe der besonderen Gnaden, die diesem Sakramente eigentümlich und zur gottgefälligen Führung des Ehestandes notwendig sind, beraubt würden.

Linz. *Dr. J. Obernhumer.*

Mitteilungen

Die Versuchung Jesu und wir Priester. Gedanken zu Mt 4, 1—11. Der Bericht über die Versuchung Jesu ist nicht nur merkwürdig, sondern darüber hinaus auch recht geheimnisvoll. Wie war das möglich, daß Gottes Sohn, einem fehlbaren Menschen gleich, versucht wurde? Es spielt sich hier ein Programmpunkt im Leben des Erlösers ab, den wir bestimmt nicht hineingesetzt hätten. Die legendenbildende Volksphantasie hätte es ebensowenig getan. Sie geht entgegengesetzte Wege. Ihr Held muß mit allen Mitteln erhöht und verherrlicht, nicht erniedrigt oder verdemütigt werden. Aber der Text ist einwandfrei bezeugt von allen Handschriften, ganz abgesehen von den inneren Kennzeichen, die für seine Echtheit sprechen. Die Reihenfolge der Ereignisse sagt uns zum ersten, daß Jesus in die Wüste ging, eine Wendung, die nach der feierlichen Bezeugung bei der Taufe recht unerwartet kommt. Zum zweiten, daß er in der Wüste selbst vom Teufel versucht wurde, ein noch merkwürdigeres Ereignis. Zum dritten, daß er aber siegreich alle Anfechtungen überwand.

1. *Jesus geht in die Wüste.* Mit einer gewissen Feierlichkeit wird es uns berichtet. Ausdrücklich heißt es: „Er ward vom Geiste in die Wüste geführt." Und Markus (1, 12) sagt sogar: „Der Geist trieb ihn hinaus." Dieses „In-die-Wüste-gehen" muß also wohl eine besondere Bedeutung haben. Die Wüste ist nach allgemeiner Annahme beim heutigen Djebel Quarantal über dem Jordantale nordwestlich vom Toten Meere zu suchen. Dort ist eine schauer-

liche Einöde: Felsen, Geröll, Höhlen und Schluchten, weit entzogen allem menschlichen Verkehr. Dem Erlöser bot der Ort weder ein weiches Lager noch fröhliche Augenweide noch angenehme Abwechslung. Dieser Ort predigte Buße, und der Herr übte sie 40 Tage lang, schwer und tief, bis zur Erschöpfung seiner Kräfte. Wir verstehen, daß die Liturgie uns dieses Evangelium zu Beginn der 40tägigen Fastenzeit vorträgt. Sind doch diese Tage auch aus ehrfurchtsvoller Erinnerung an das gottmenschliche Fasten und Bußetun eingesetzt worden.

Warum mag überhaupt der Herr seinem öffentlichen Auftreten als Messias dieses Geheimnis vorausgesandt haben? Sicher mit Beziehung auf das Alte Testament. Christus hat Vorgänger gehabt. Moses hielt am Sinai eine doppelte Quadragesima. Elias tat das gleiche. Diese Beziehungen zum Alten Testament hat der Erlöser immer wieder gesucht. Sie waren zeitgemäße Zeugnisse seines messianischen Berufes. Dazu kam, daß die Zahl 40 als heilig galt. Sie hat nach der Auferstehung ja auch noch eine Rolle gespielt. Doch das sind nur äußere Beziehungen. Für uns Priester ist etwas anderes wichtiger. Uns, seinen Helfern, gibt der Herr hier eine wichtige Lehre. Er zeigt uns, wie wir große Dinge zur Ehre Gottes beginnen müssen. Rein menschlich gesehen, hat Christus den besten Augenblick für den Beginn seiner öffentlichen Tätigkeit verpaßt. Oder hätten wir nicht gesagt: „Nach des Johannes feierlichem Zeugnis am Jordan, nachdem Gott für ihn seine Stimme erhoben hatte — da war es Zeit. Da hätte er beginnen müssen!" Doch Gottes Gedanken sind nicht unsere Gedanken. Ein großes Werk im Dienste Gottes darf auch der inneren Vorbereitung nicht entbehren. Es muß getragen werden vom Willen zur Heiligung der eigenen Person, von treuem Beten und starkem Selbstverleugnen. Erst wenn wir die eigenen weltlichen Begierden beherrschen können, sind wir fähig, große Dinge im Reiche Gottes zu tun. Befolgen wir das immer genügend? Meinen wir nicht vielleicht doch mehr als recht ist, es komme vor allem auf die äußere Organisation und Vorbereitung an, die ganz gewiß nicht fehlen darf. Aber vergessen wir darüber nicht etwas, die innere Vorbereitung, wie der Herr sie in der Wüste übte? Für sich brauchte er sie nicht. Er tat es also zum Beispiel für uns. Wenn wir etwas Großes leisten wollen im Dienste Gottes — und welcher Priester wäre dazu nicht berufen —, vergessen wir nicht die Vorbereitung auf dem Betschemel, die Vorbereitung, die wir durch Darbringung des heiligen Opfers leisten müssen und endlich jene kostbare und wertvolle Vorbereitung, die wir durch jene Handlungen leisten, deren Name nun einmal Buße und Selbstverleugnung heißt! Und wenn uns einmal etwas mißlingt, was wir doch so schön geplant und so gut vorbereitet hatten, fragen wir uns dann ehrlich und demütig auch, wie es mit der inneren Vorbereitung stand, die wir nach dem Beispiel des Welterlösers nicht übersehen dürfen. War sie schlecht oder nur ganz nebenbei besorgt? Oder hat sie etwa ganz gefehlt?

2. *Die Versuchung des Welterlösers war dreifach.* Die Tatsachen, wie sie das Evangelium berichtet, sind äußerst eindrucksvoll. Als erstes legt der Versucher dem Herrn nahe, ein *Brotwunder* zu wirken. Bei der Erschöpfung nach dem 40tägigen Fasten war das naheliegend. Es schien doch unangebracht, daß der Messias hungere. Vielleicht haben auch die Väter recht mit ihrer Bemerkung, der Versucher habe den Herrn ausforschen wollen, ob er der Sohn Gottes in einem höheren Sinne sei. Durch die Unbeherrschtheit des Nahrungstriebes hatte der erste Adam gesündigt.

Der zweite Adam sollte sühnen durch außerordentliche Beherrschung des gleichen Triebes, also durch ein strenges Fasten. Gottes Wille war es, daß er faste und Hunger verspüre. Also tut er es und wehrt den Versucher ab durch einen Bibelspruch, der sehr passend an die wunderbare Ernährung des Volkes Israel in der Wüste erinnert. Über die Natur des geheimnisvollen Büßers kann der Versucher allerdings nichts daraus entnehmen. Der Spruch ist eine Beteuerung des Gottvertrauens: Gott will mich erhalten! Das kann er auch ohne Speise. Die Versuchung war in das Gegenteil ausgelaufen, eine Betonung des Gottvertrauens. Und schon setzt der hartnäckige Versucher hier aufs neue an. Er führt den Herrn auf die *Zinne des Tempels:* „Pterygion tou hierou." Nach Dausch (Tillmannbibel) ist das der äußere Rand der Umfassungsmauer; nach anderen die Spitze des Daches. Es war jedenfalls ein gefährlicher Ort. Und nun erst die Aufforderung, sich hinabzustürzen! Das war noch gefährlicher! Darum fordert der Versucher auf zum Gottvertrauen. Aber dieses Gottvertrauen wäre keine Tugend, sondern eine Fälschung gewesen, ein verwegenes, ja vermessenes Vertrauen. Auch zu dieser Sünde ist der Herr nicht zu bewegen. Schlicht und wirksam, in der äußeren Form ganz wie ein Mensch, weist er auch diese Versuchung von sich. Die dritte Versuchung ist ein *großes Gaukelspiel.* Einen Berg von der Höhe, daß man von ihm aus alle Königreiche und ihre Herrlichkeiten sehen könnte, gibt es nicht. So muß es wohl ein Gaukelspiel, ein tolles Kino gewesen sein, was der Versucher dem Heiland vorzauberte. Aber jetzt ist Schluß mit dem ganzen Spuk. Ein kurzes, majestätisches Wort, das freilich von Christi Gottheit wiederum nichts durchblicken läßt, treibt den Versucher in die Flucht. Weiche Satan! Das ist alles. Aber es genügt. Seine ganze Ohnmacht zeigt sich darin, daß er sein Werk aufgeben muß. Seine Pläne sind vollständig gescheitert. Ein schöner und lieblicher Schluß beendet die Perikope: Die Engel traten herzu und dienten dem Herrn. Sie werden seinen Hunger gestillt und ihre Verehrung ihm bezeugt haben.

Das sind in kurzen Worten die merkwürdigen Begebenheiten dieses geheimnisvollen Evangeliums. In der Regel wird es ausgelegt von den Versuchungen im allgemeinen. Das ist durchaus berechtigt, erschließt aber nicht den ganzen Sinn. Die drei Versuchungen des Herrn waren nicht so sehr allgemein menschliche als vielmehr besondere, und zwar *Berufsversuchungen.* Sie waren dazu angetan, den Erlöser von der Bahn abzudrängen, die der himmlische Vater ihm vorgezeichnet hatte. Sie sollten ihn dahin bringen, statt der Ehre Gottes die seine zu suchen, und nicht so sehr das Reich Gottes, als vielmehr ein Reich der eigenen Herrlichkeit aufzurichten. Damit gewinnen die Versuchungen für den Priester besondere Bedeutung. In der einen oder anderen Art werden sie auch ihm sich nahen, und er hat sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Durch das Brotwunder sollte der Herr seine Wundermacht einsetzen zu seinem privaten Besten. Das wäre ein Abweichen gewesen von dem Wege, den der Geist Gottes ihn geführt hatte. Das war der Weg der Buße und Entsagung. Jesus hält sich getreu an diesen Weg, solange er der Wille des Vaters ist. Das Herabschweben von der Höhe des Tempels wäre eine Sensation gewesen; in die rein weltlichen Messiashoffnungen der Juden hätte es ausgezeichnet gepaßt. Zu diesen gehörte ja auch, daß der Messias eines Tages vom Himmel herab auf dem Tempelplatze erscheinen werde. Christus weist diese Zumutung scharf ab.

Das wahre Gottesreich kommt nicht mit äußerer Sensation. Der Weg des Messias ist nicht der Weg des äußeren Spektakels, sondern ein Weg der Innerlichkeit und des Geistes. Das ist zwar ein harter Weg, der Fuß um Fuß erkämpft werden muß; aber davon läßt der Herr sich nicht abwendig machen. Die dritte Versuchung hat ihren Grund im Königtum Christi. Das hatten die Bücher des Alten Bundes dem Messias versprochen. Nur nicht auf die Art, die der Versucher vorschlägt. Dieses Königtum konnte und sollte nicht durch Huldigung an die Welt und ihre dreifache Lust erobert werden, sondern auf dem Weg des Leidens. Der König, den alle anbeten müssen, ist der Herr vor allem auf Golgatha, am Stamme des Kreuzes durch Leid und Verdemütigung geworden.

Was ist nun für uns Priester die *Lehre* daraus? Es wird uns in unserem Amte hie und da auch ergehen wie dem göttlichen Heiland. Es wird auch an uns hie und da die Versuchung herantreten, das Reich Gottes auf Wegen zu suchen, die nicht jene Wege sind, welche die kirchliche Obrigkeit und damit Gott von uns wünscht. Das ist dann eine Versuchung, und wenn wir wahrhaft Christi Diener und Nachfolger sein wollen, werden wir sie zu überwinden wissen. Trifft es nicht zuweilen auch zu, daß wir mehr unsere eigene Persönlichkeit zur Schau stellen oder in erster Linie fördern möchten? Vielleicht bilden wir uns dabei noch ein, daß wir selbstlos Gottes Reich fördern. In Wahrheit ist aber das, was wir anstreben, der eigene Nutzen, wenn auch nicht gerade in kraß materiellem Sinne. Zuweilen möchten auch wir nicht so sehr das Königtum Gottes als vielmehr unser eigenes kleines Königtum aufrichten. Das ist zu menschlich, als daß nicht zuweilen auch uns diese Versuchung ein wenig plagte.

Erbitten wir uns von Christus dem Herrn, der die große Verdemütigung der Versuchungen über sich ergehen ließ, helle und klare Augen, auf daß wir den Versucher erkennen. Erbitten wir uns von ihm den Geist Gottes, der uns sehend mache. Das ist um so notwendiger, als wir ja auch noch ein inneres Prinzip der Versuchungen in uns tragen, während Christus nur von außen versucht werden konnte. So birgt das Evangelium des ersten Fastensonntags, zumal für uns Priester, große und wichtige Lehren in sich. Gewiß enthält es auch noch Geheimnisse, die wir nicht ergründen können. Aber des Erkennbaren ist so viel, daß wir dem göttlichen Lehrmeister von Herzen dafür danken müssen.

H. Kroppenberg S. J.

Weltliche und geistliche Seelsorge. Die vielen seelischen Nöte der Gegenwart fordern beide zur Höchstarbeit heraus. Jedes körperliche Leid ist auch eine psychische Angelegenheit. Das erkannte klar Maria Antoinette. Als die Eisenkrallen des Leids in der französischen Revolution sie umklammert hielten, rief sie aus: „Im Leid erst weiß man, wer man ist!" Der Volksmund zeugt ganz besonders für die Dringlichkeit seelischer Hilfeleistung: Mut verloren — alles verloren!

Zur Meisterung seelischen Tiefstandes treten geistliche und weltliche Seelsorge an. Ihr Urtyp bleibt der alte Priesterarzt, in dem noch beide Arten in einer Person vereinigt waren. Im gewissen Sinn sind sie nicht trennbar. Diesem Gedanken gab der alte Irrenarzt Tillich Ausdruck: „Nur der priesterliche Mensch ist vollkommener Psychiater!"

Die *weltliche Seelsorge* hat sich als jugendliche Wissenschaft mit Vorliebe den Namen Psychotherapie, Seelenheilkunde, Seelen-

behandlung beigelegt und als solche bereits einige Moden hinter sich. Davon seien einige herausgestellt:

Die Psychoanalyse des Siegmund Freud, die Individualpsychologie von Alfred Adler, die komplexe oder analytische Psychologie von C. G. Jung-Zürich und die neueste Existenzanalyse nach Frankl. Letztere will vor allem, daß der Mensch zu sich komme, zu seinem eigenen Ich, auf daß dieses von den Mächten des Es Kräfte schaffe, die im Dienste des Ich stehen (also eine Heilung vom Geistigen her gegenüber der triebdynamischen, dynamisch-kausalen Betrachtungsweise).

So kommt die Existenzanalyse allem Anscheine nach aus der modernen Philosophie der Angst und Not, dem *Existentialismus*, zurückgreifend auf Kierkegaard über Heidegger (Freiburg), Jaspers (Heidelberg), Sartre (Paris). „Wir kommen aus dem Nichts, gehen ins Unbekannte, dazwischen steht die Not!" (Heidegger). Die Angst und alle seelischen Nöte gilt es zu meistern in diesem Dasein zum Tode, durch Mut, Stolz, Trotz mit dem Schicksal zu ringen, das nicht unser Feind ist. Gerade diese neueste philosophische Richtung zeigt die Notwendigkeit einer Psychotherapie auf; es gilt einfach seelisch durchzukommen, durchzuhalten. Sie läßt aber das Lichteste, Stärkste, Beste, Gesündeste, Wirklichste, Wahrste, Sicherste, den Herrgott, das höchste Gut, den höheren Glauben außerhalb der Betrachtungsweise. So hat unsere harte, ernste Zeit eine Weltanschauung ohne Sonne, Licht, Kraft, Wärme; nur das Talglichtlein des Verstandes flimmert armselig ins Da- und Sosein des Menschen hinein. Eine trostleere Weltanschauung in einer trostarmen Zeit! Außerdem schaffen halbe Dinge immer Unfrieden, Unbehagen. Des Menschen Sehnen geht immer nach dem Vollwahren, Vollguten, Vollschönen. Der Mensch ist eben immer mehr als bloßer Mensch und fühlt das auch allzeit.

Neben der wissenschaftlichen Psychotherapie gibt es die uralte *allgemeine*. Sie versteht und übt oft eine ganz schlichte, einfache Persönlichkeit mit praktischem Hausverstand aus ihrer Erfahrung heraus, aus dem guten, edlen Herzen, aus feinem Empfinden, starkem Charakter, tiefem Glauben. Dabei kommen alle Formen der allgemeinen Psychotherapie zur Auswirkung: Zureden, Ausreden, Überreden, Raten, Trösten, Ablenken, Beeinflussen, Suggerieren, Stärken, Aufrichten, Erheitern, Beruhigen, Gutsein, Starksein, Edelsein, Ruhigsein, Liebsein vor allem. Dazu gehört eine alte, große Tugend, die Geduld, das ganze Gegenteil der modernen Nervosität, dieser Unart, Ungezogenheit, Schwäche. Psychisch heilsam ist alles Wahre, Gute, Schöne, Große, Starke, wo immer es sich bietet: in der Natur, in der Kunst, Literatur, Religion. Seelische Heilkraft sendet aus das erste Lächeln eines Kleinkindes, der erste Sonnenstrahl am Bett eines Schwerkranken, die klassischen Romane eines Dostojewskij, schöne Musik u. dgl.

Himmelhoch wird jede weltliche seelische Hilfeleistung von der *geistlichen* im heiligen Glauben überragt. Wenn ein Mensch einmal voll kapituliert vor der göttlichen Wahrheit, dem heiligen Willen Gottes in seinem Tun, vor dem weisen Willen Gottes in jeglichem Leid und vor allem der unendlichen ewigen Liebe Gottes, dann kommt dem Menschen erst zum Bewußtsein die ganze Überfülle der geistigen Erlösung, die Christus, der Heiland, allen Menschen bringen wollte, die guten Willens sind und den ersten wirklichen Schritt zum Herrgott tun. Franziskus, dieser Lebenskünstler und

Spielmann Gottes, wurde nie müde, sich immer neu zu sagen: Mein Gott und mein alles! Friede, diese innere Beseligung, ist ein Ruhen in der Ordnung des Ewigen, seiner Wahrheit, seiner Weisheit, seiner Heiligkeit und Güte. Frankl bekennt ganz offen in seiner „Ärztlichen Seelsorge": „Dem religiösen Menschen, der sich im Metaphysischen geborgen weiß, haben wir nichts zu sagen, hätten wir nichts zu geben" (3. Aufl., S. 181). C. G. Jung-Zürich sagte zu evangelischen Theologen 1932 in einem Vortrag über die Beziehungen der Psychotherapie zur Seelsorge: „Trotzdem meine Stellung im evangelischen Parlamente sich auf der äußersten Linken befindet, bin ich unerschütterlich überzeugt, daß eine ungemessen große Zahl von Menschen in den Schoß der katholischen Kirche gehört und sonst nirgends hin, weil sie dort am besten und nützlichsten untergebracht sind." Gerade Jung schrieb ein ganzes Buch von der Wirklichkeit der Seele, sieht im Herrgott den realsten Grund, die prima causa, erschaut im Fehlen des instinktiven Glaubens ein Degenerationszeichen, nennt das Problem der seelischen Heilung ein religiöses, betont in einem persönlichen Schreiben an den Verfasser, daß echte Religiosität das beste Heilmittel für alle seelischen Leiden ist. Jung ist ein Bewunderer der katholischen Liturgie. Wie tief und richtig begründet er die fünf Punkte der Beicht und erkennt in der priesterlichen Lossprechung den Kernpunkt einer seelischen Tiefenheilung.

Wenn die geistliche Seelsorge die weltliche himmelhoch überragt, warum gehen dennoch so viele zum weltlichen Arzt? Dafür einige Gründe: Der moderne Mensch ist leider oft religiös so unwissend, ausgehöhlt, fertig, fehlerzogen, daß er den Weg zum Priester nicht gehen will. Religiöse Terminologie schreckt solche Leute ab, wie Jung und Frankl erfahren haben. Jung erschaut seine Aufgabe, Pionierarbeit zu leisten in einer Welt, wo alles Ursprüngliche geschwunden ist, und so erst langsam die Menschen wieder hinzuführen zu den Kirchenportalen. Anderseits fehlt es leider auch oft an Priestern mit entsprechender Erfahrung, entsprechendem Wissen, Leideinfühlung u. dgl.

Interessant und lehrreich ist die Frage: *Wer ist seelisch gesund?* Man mag nach der tieferen Beantwortung in den Schriften der weltlichen Seelsorge suchen und wird keine finden. Die beste ist zu finden in der wertvollen Schrift von P. G. Bichlmair: Religion und seelische Gesundheit (Verlag Mayer-Wien 1931): Seelisch gesund ist ein Mensch, der durchaus bereit ist, ja darnach glüht, sich mit dem Leben, so wie es ist, auseinanderzusetzen, der kein Ausweichen, keine Halbheit kennt, ein Mensch, der Höchstes wagt und erstrebt, ohne in eine fixe Idee oder einen beengenden Fanatismus verrannt zu sein, ein innerlich wahrhaft freier Mensch, der hassen und lieben kann, der sich selbst in scheinbarer Verschwendung für andere hinopfert, der aber dabei nicht aufhört, sich selbst sicher und fröhlich zu besitzen. Das ist der seelisch vollkommene, gesunde Mensch (S. 80).

Wem treten da nicht Heilige vor die Seele, diese wahrhaft guten, großen, starken, edlen, glücklichen Menschen, diese heilen, so gesunden Menschen, wenn sie auch Menschlichkeiten an sich haben. Religiöse Genies nennt sie Kretschmer in seinem Buche: Die Genialen.

Die seelischen Nöte der Zeit brauchen die besten weltlichen wie geistlichen Seelsorger. Wir Geistlichen freuen uns der Hilfe

der ärztlichen Seelsorge, versuchen von ihr zu lernen. Die seelisch leidende Menschheit zwingt zur Zusammenarbeit.

Goldenstein bei Aigen (Salzburg). *Josef Schattauer.*

Einführung in das Lebensgeheimnis. Wenn man Kindern in der Schule freiwillige Aufgaben stellt, in denen sie Fragen und Wünsche ohne Namenszeichnung, aber mit persönlichen Kennzeichen (Klammer) äußern dürfen, bekommt man einen guten Einblick in die geistige Lage der Jugendlichen. So schrieben etwa 12jährige Mädchen auf die Frage: „Was kommt mir im sechsten Gebot unklar oder schwer vor", folgendes: „Ich hörte einmal etwas von größeren Mädchen, und da kommen mir oft dumme Gedanken . . . ich ängstige mich immer sehr, ob es nicht Sünde sei" (X 343). „Ich mache mir oft Gedanken über die Geburt des Kindes. Ist das Sünde? Meine Mutter spricht nicht viel über solche Sachen, und ich mag sie auch nicht fragen" (WR 10). „Wie ich ins Internat kam, war mir das Werden eines Kindes noch unklar, erfuhr es aber von Kameradinnen in nicht schöner Weise" (V). „Man hört von da und dort, aber noch nie wurde meine Frage über das Werden des Kindes erfüllt. Ich möchte, daß meine Frage besprochen wird. Ist es Sünde, wenn man untereinander darüber erzählt. Wir sind in dem Alter, wo man sich darüber klar werden will, da man ja nicht mehr an den Storch glaubt. Ist das Sünde?" (12 A). „Im sechsten Gebot ist mir besonders unklar, wie das Kind durch Zusammenwirken von Frau und Mann entsteht. Ist es eine Sünde, wenn man darüber spricht. Ich möchte jemanden fragen . . . ich habe schon vieles gehört, ich kenne mich natürlich nicht aus" (xy 77). „Bevor ich von zu Hause weggekommen bin, sagte mir Mama einiges über das Werden des Kindes . . . Mehr weiß ich über diese Dinge eigentlich nicht. Ich habe wohl ein bisserl Ahnung, ich wäre mir darüber gern ganz klar, denn ich grüble darüber oft nach und komme da auf die unmöglichsten Dinge" (yx 3). „Da ich schon von vielen Seiten etwas gehört habe, möchte ich höflichst ersuchen, es, bitte, genau vorzutragen, damit ich endlich einmal klar bin" (B 120). „Gerade jetzt in unserem Alter tauchen oft Fragen der Ungewißheit auf. Die häufigste Frage ist wohl über das Werden des Kindes . . . Meine Mama hat mich, soweit es für mich paßt, aufgeklärt. Über solch ehrfurchtsvolle Dinge habe ich große Ehrfurcht . . . nur weiß ich nicht recht, wann man im sechsten Gebot eine Sünde hat. Darum wäre ich froh, wenn diese Frage etwas näher behandelt würde . . . Ich finde es für unser Alter nur zu notwendig" (ABC).

Die Aufgabe wurde wie alle anderen vor der lehrplanmäßigen Behandlung des Stoffes gestellt. Der Akzent in den Äußerungen der Kinder lag durchwegs auf der Dunkelheit um das Lebensgeheimnis. Die Kinder von Heute stehen biologisch und milieubedingt in einer Früh-, ja Notreifung. Die Verheimlichung des Geschlechtlichen bis zu einem reiferen Alter ist, von günstigen Fällen und glücklicher Umgebung abgesehen, unmöglich. Durch zu viele Kanäle tritt zumindest ein Ahnen des Geschlechtlichen an das Kind heran. Angeregt und voll Neugierde, sucht dann das Kind, bis es im Besitz der Wahrheit ist. Leider wird das oft durch trübe Quellen erreicht. In vielen anderen Fällen wird dem Kind das Wissen in brutaler Deutlichkeit unter Verwendung schlimmster Ausdrücke rücksichtslos auf den Kopf geworfen. Ein sensibles Kind wird mit Entsetzen erfüllt, nicht wenige werden im see-

lischen Gefüge erschüttert, für viele wird es eine schlimme innere Disposition abgeben. Wir müssen die Not der Kinder sehen und ihnen zu Hilfe kommen

Die Einführung in das Lebensgeheimnis ist zunächst Aufgabe der Eltern, besonders der Mutter. Nun ist es eine Erfahrungstatsache, daß Eltern sich vielfach scheuen, den Kindern das notwendige Sexualwissen beizubringen. Und doch kann sie niemand der Pflicht entbinden, wenigstens Sorge dafür zu tragen, daß die Kinder vor Unheil bewahrt, dem Alter und den Umständen entsprechend in das Lebensgeheimnis eingeführt werden. Gerade für die Mutter bedeutet das auch ganz erfahrungsgemäß einen großen Vertrauensgewinn. Zur Erleichterung dieser elterlichen Aufgabe erscheinen im Verlag der Katholischen Schriftenmission in Linz, Harrachstraße 5, zwei Kleinschriften. Sie bieten der Mutter für die Form der Mitteilung eine gute Anregung. Im besten Fall wird ja die Einführung in das Lebensgeheimnis von den Eltern persönlich gegeben. Fällt aber der Mutter die mündliche Mitteilung schwer, so kann sie das entsprechende Schriftchen dem Kinde selbst in die Hände geben. Das erste Schriftchen: „Ein schönes Geheimnis, den Kleinen anvertraut", das der Verfasser, Bischof Streng (Schweiz), in liebenswürdiger Weise zur Neuauflage in Österreich freigegeben hat, behandelt in feiner, religiös eingekleideter Art das Mutterproblem und kann schon Kindern mit 6 bis 9 Jahren gegeben werden. Auch für den Katecheten bietet es Anregung zur Katechese. Das zweite Schriftchen: „Fragende Herzen, schweigende Lippen", enthält drei kleine Heftchen: eines für die Mutter zur Anleitung, das zweite, „Wo komm' ich her", für den Buben, das dritte „Meine heimliche Frage", für das Mädchen. Beide behandeln das Vater- und Mutterproblem und können, den Umständen entsprechend, schon Kindern im Alter von 9 bis 13 Jahren gegeben werden. Das Vater- und Mutterproblem in dieser Form allgemein in Klassen mit Kindern von 10 bis 12 Jahren zu behandeln, ist wohl wegen der zu großen Verschiedenheit der Reife und Umstände nicht möglich. Erfüllen aber die Eltern in dieser Hinsicht ihre Pflicht nicht, so könnten diese Kleinschriften über Schulleitungen, verantwortliche Lehrer und Katecheten in die Hand des Kindes gelangen. Die Lage der Kinder ist nach Orten und Ländern verschieden und wird auch bei uns zu einer anderen Zeit wieder anders sein. Derzeit scheint mir diese Kinderbetreuung vielerorts sehr dringlich.

Linz a. d. D. *Dr. Alois Gruber.*

Aus der Weltkirche

Von *Dr. Joseph Massarette,* Luxemburg

1. Aus einem glorreichen Pontifikat. Ständige Ausgestaltung der Weltkirche. — 2. Papst Pius XII. gegenüber dem Friedensproblem. — 3. Die Enzyklika zum 14. Zentenar des hl. Benedikt. — 4. Zur Seligsprechung eines italienischen Universitätsprofessors.

1. In denkbar schwierigster Zeit haben sich die glänzenden Eigenschaften *Pius' XII.*, der höchsten moralischen Autorität, glänrend bewährt. Geistesschärfe, Charakterstärke, Herzensgüte, umfassende Bildung, hervorragende diplomatische Fähigkeiten, eine

riesige Arbeitskraft, eine außerordentliche Völkerkenntnis, tiefinnerliche Frömmigkeit befähigten den wahrhaft providentiellen Stellvertreter Christi, Gewaltiges zu leisten. Innerkirchlich steht er groß da. Den theologischen Wissenschaften gab er neuen Ansporn, festigte den internationalen Charakter der Kirche, deren Vitalität immer großartiger in Erscheinung trat. Bezeichnend für den bereits achtjährigen Pontifikat ist die vom Papst oft wiederholte Betonung des „Wesentlichen" auf dem Arbeitsfelde der allgemeinen Seelsorge. Auf die wesentlichen Dinge soll die priesterliche Tätigkeit ihre Hauptkraft konzentrieren. Der Seelsorger muß die Grundwahrheiten der Glaubens- und Sittenlehre in den Herzen der Gläubigen tief verankern: die Ehrfurcht vor Gott und einem allgemein gültigen Sittengesetz, die Zentralstellung Christi, den unbedingten und heldenhaften Glauben, die Rückkehr zur Hl. Schrift als einer der lebendigsten Hauptquellen der Religiosität, das Bewußtsein von der menschlichen Persönlichkeit als Gottes Ebenbild und Kind und ihre Verteidigung gegen die Gefahren eines jeden Kollektivismus, das Idealbild des Menschen, insbesondere der Frau in Maria. Herzensangelegenheiten sind dem Papst die Förderung der Liebe zur Kirche sowie die Heiligung der Ehe und Familie. Eine eigene Enzyklika über die Probleme des öffentlichen Lebens, wie Pius XI. wenigstens fünf erlassen hat, fehlt einstweilen noch. Doch enthalten die von Pius XII. an die Menschheit gerichteten Radiobotschaften und zahlreiche Ansprachen darüber vieles, auch manches Neue. An Lobpreisungen seiner rastlosen, vielgestaltigen, einzigartig bedeutungsvollen Tätigkeit fehlt es gewiß nicht. Es wäre aber sicher wünschenswert, daß mehr katholische Intellektuelle sich mit den Grundlinien des päpstlichen religiösen, kulturellen und sozialen Programms vertraut machen und dieselben praktisch auswerten wollten; nicht zuletzt die Politiker, die unter der christlich-sozialen Marke in ein Parlament gelangen. Immer wieder mahnt Pius XII.: „Handeln ist das Gebot der Stunde." Das Laienapostolat, wie es speziell in Italien von der neuen Bewegung „Rinascita Cristiana" ausgeübt wird, unterstützt er mit Rat und Tat.

Aus dem *„Annuario Pontificio"* für 1947 mit mehr als 1330 Seiten ist ersichtlich, daß der festgefügte Bau der katholischen Kirche auch im letzten Jahr in bedeutsamer Weise weiter ausgestaltet wurde. Der erhabene Tiaraträger ist, wie es im Päpstlichen Jahrbuch heißt, „Bischof von Rom, Stellvertreter Jesu Christi, Nachfolger der Apostelfürsten, Summus Pontifex der Universalkirche, Patriarch des Abendlandes, Primas von Italien, Erzbischof und Metropolit der Römischen Provinz, Souverän des Staates der Vatikanstadt". Durch die Ernennung von 32 Kardinälen hatte das Hl. Kollegium nun die Höchstzahl von 70 Mitgliedern erreicht. Sterbefälle verringerten es bereits um 7. — Wenn im letzten Jahr zahlreiche neue Bistümer geschaffen wurden, so war das hauptsächlich die Folge einer hochwichtigen Neuerung: China wurde in administrativer und jurisdiktioneller Hinsicht den alten christlichen Ländern gleichgestellt. Es gab Ende 1946 in der Weltkirche 390 Metropolitansitze und Erzbistümer. Ferner 1045 Bistümer gegenüber 964 am 31. Dezember 1945, 54 Prälaturen oder Abteien „Nullius", 223 Apostolische Vikariate, 138 Apostolische Präfekturen und 13 eigenrechtliche Missionsbezirke; insgesamt über 300 kirchliche Sprengel und territoriale Bezirke mehr als 20 Jahre zuvor. Solch starke Entwicklung ist bezeichnend für den Aufschwung der Missionen. — Die Zahl der diplomatischen

Vertretungen des Hl. Stuhles (Nuntiaturen und Internuntiaturen) stieg in einem Jahr von 33 auf 40. Daneben gibt es 15 Apostolische Delegationen ohne diplomatischen Charakter. — 25 Nationen waren vertreten, als am 25. Februar 1946 die beim Hl. Stuhl akkreditierten Botschafter und Gesandten im Namen ihrer Völker und Regierungen dem Papst für seine edlen, unermüdlichen Bemühungen zum Besten der Menschheit während des Krieges dankten. Seither sind weitere Diplomaten mit ständiger Residenz in Rom hinzugekommen, zuletzt solche vom Libanon und aus China.

2. Papst Pius XII. gegenüber dem Friedensproblem

Nach altem Brauch brachten die in Rom anwesenden Kardinäle am Tage vor Weihnachten dem glorreich regierenden Pontifex ihre Glückwünsche dar. Nachdem der 95jährige Kardinal-Dekan Granito Pignatelli di Belmonte die Adresse verlesen hatte, beleuchtete der Papst ebenso klar wie eindringlich die Wunden, an denen das Verhältnis der Völker zueinander krankt. Aus der hochbedeutsamen Botschaft sei das Wichtigste herausgegriffen. Eingangs fragte Pius XII., ob wohl je lebhafter als zur Stunde in den Herzen die Sehnsucht gebrannt und sich geäußert hätte, daß der Gegensatz zwischen der Friedensbotschaft von Bethlehem und den inneren und äußeren Erschütterungen einer Welt verschwände, die so oft den geraden Weg der Wahrheit und Gerechtigkeit verläßt. Mit Bestürzung schaut die Menschheit die tiefe Kluft zwischen den Hoffnungen von gestern und den Verwicklungen von heute. Das Kriegsende bedeutete den unbestreitbaren Sieg für eine der kriegführenden Parteien und eine Niederlage sondergleichen für die andere. Geschwunden ist der Siegestaumel, und Schwierigkeiten haben sich in ihrer ganzen harten Wirklichkeit geoffenbart. Einerseits unsagbare Bitterkeit für die Unterlegenen, anderseits mannigfache Beunruhigungen und gefährliche Spaltungen unter den Siegern selbst. Die vom Göttlichen Heiland zu allen gesandte Kirche mit dem Auftrag, sie zu ihrem ewigen Heil zu führen, will sich keineswegs in Streitfragen über rein irdische Belange einlassen und darin Partei ergreifen. Alle sollen bei ihr hellsichtige und großmütige Liebe finden. Der Papst möchte der ganzen Welt seine Befürchtungen und Hoffnungen anvertrauen in der Zuversicht, daß viele edle und verständnisvolle Herzen auch außerhalb der katholischen Gemeinschaft seinem Notschrei beistimmen und ihm ihre wirksame Mitarbeit leihen werden. Er beabsichtigt nicht, zu kritisieren und anzuklagen, sondern anzuspornen und zu helfen, ohne sich durch die Möglichkeit falscher oder gar böswilliger Auslegungen abschrecken zu lassen. Sein heiliges Amt verpflichtet ihn, alles, was in seiner Macht steht, zu tun, um die eingeschläferten Gewissen aufzurütteln, indem er auch weiterhin bis zur äußersten Grenze der Kräfte sich bemüht, seine Sendung als Verteidiger der Wahrheit, Schützer des Rechtes, Vorkämpfer für die ewigen Grundsätze der Menschlichkeit und Liebe zu erfüllen.

Wohl war zu befürchten, daß der Weg vom Kriegsende bis zum Friedensschluß weit und beschwerlich sein würde. Aber eine derartige Ausdehnung eines anormalen Zustandes voll Unbeständigkeit und Unsicherheit hätte man nicht erwartet. Was ist von der Atlantikcharta geblieben, bei deren Verkündigung alle Völker aufhorchten? Leider haben die Meinungsverschiedenheiten, das gegenseitige Mißtrauen und Sichverdächtigen, der rechtlich anfechtbare

Wert nicht weniger Entscheidungen viel dazu beigetragen, den Bestand und die Lebenskraft von Konferenzen und Lösungen unsicher und fragwürdig zu machen, von Lösungen, die auf Gewalt und politischer Übermacht gegründet sind und deshalb in den Herzen vieler Enttäuschung und Unzufriedenheit zurückgelassen. Anstatt den Weg zu einer wirklichen Befriedung zu betreten, befinden sich in ausgedehnten Räumen der Welt, vor allem in weiten Gebieten Europas, die Völker immer noch in einem Zustand ständiger Unruhe, aus der in einer mehr oder weniger nahen Zeit die Flammen neuer Konflikte auflodern können.

Eine dreifache Aufforderung richtet der gemeinsame Vater an die Lenker der Völker. Zunächst mögen sie mit aller Energie und bestem Willen bestrebt sein, den gegenwärtigen Zustand der Unsicherheit zu beenden durch möglichst baldige Schaffung eines dauerhaften Friedens. Die Widerstandskraft von Millionen Menschen ist erschöpft. Nur eine schleunige Rückkehr zu normalen wirtschaftlichen, rechtlichen und geistigen Beziehungen zwischen den Völkern kann die Welt vor unbeschreiblichen Erschütterungen und Unordnungen bewahren. Der Papst bittet die Staatsmänner dringend, daß 1946 das letzte Jahr vergeblicher und enttäuschter Erwartung sei. — Dann mahnt er sie, 1947 zum „Jahr der Verwirklichung" zu machen, indem er schreibt: „Setzt alle Kräfte eures Wollens und Könnens daran, eurem Friedenswerk das Siegel einer wahren Gerechtigkeit, einer weitschauenden Weisheit, eines aufrichtigen Dienstes an den Gemeinschaftsinteressen der ganzen Menschheitsfamilie zu geben! Die tiefe Erniedrigung, in die der Krieg die Menschheit geworfen hat, fordert gebieterisch Überwindung und Heilung durch einen wirklich hohen und tadellosen Frieden, der die kommenden Geschlechter lehrt, jeglichen Geist brutaler Gewalt zu bannen und der Idee des Rechtes die Vorrangstellung wiedereinzuräumen, die ihr ungerechterweise entrissen ward." Ein klarer Plan, in seinen großen Linien geeignet, bei allen Völkern das Vertrauen auf eine ruhige und gerechte Zukunft neu zu beleben, fehlt immer noch. „Ohne Zweifel sollte ein verhängnisvoller Krieg, durch einen ungerechten Überfall entfesselt und über die Grenzen des Erlaubten hinaus fortgesetzt, nämlich auch dann noch, als er unwiederbringlich verloren schien, nicht einfach schließen in einem Frieden ohne Sicherungen, die die Wiederholung ähnlicher Gewalttaten verhindern." Aber alle einschränkenden und vorbeugenden Maßnahmen müssen ihren Charakter als Mittel bewahren und deshalb dem hohen und letzten Ziel eines wahren Friedens untergeordnet bleiben. Es besteht in einer Gemeinschaft, die Sieger und Besiegte vereinigt im Werk des Wiederaufbaues zum Nutzen der gesamten Völkerfamilie wie zum Vorteil jedes ihrer Mitglieder. Die durch die modernste Technik gesteigerte Macht der Zerstörungswaffen hat das Problem der Abrüstung auf das dringlichste in den Mittelpunkt der internationalen Besprechungen gestellt und so die Hoffnung auf Verwirklichung gestärkt. Trotz alledem scheint es, daß die künftigen Friedensverträge nur ein „Opus imperfectum", ein unvollkommenes Werk sein werden. — Diese Erwägung führt zum dritten Mahnruf des Hl. Vaters an die maßgebenden Staatsmänner: „Wenn ihr eurem Werk für die Neuordnung und Sicherung des Friedens innere Festigkeit und Dauer geben wollt, wenn ihr verhindern wollt, daß es früher oder später zerbricht an seinen eigenen Härten und der praktischen Schwierigkeit seiner Verwirklichung, an den angeborenen Schwächen und Fehlern,

an seinen heute vielleicht unvermeidlichen Auslassungen und Unzulänglichkeiten, an seinen sachlichen Fernwirkungen, die sich gegenwärtig nicht berechnen lassen, wenn ihr das wollt, dann achtet darauf, die Möglichkeit von Verbesserungen offenzulassen, und zwar nach einem klar festgesetzten Verfahren, sobald als die Mehrheit der Völker, die Stimme der Vernunft und der Billigkeit zeigen sollten, daß solche Veränderungen angemessen und wünschenswert oder vielleicht auch notwendig sind." Da nicht alles vorausgesehen werden kann, ist es weise, eine Tür offen zu lassen für künftige Verbesserungen und wünschenswerte Anpassungen.

Eine Rückkehr zu den großen Grundsätzen der Gerechtigkeit, die zum Frieden führen, muß über Bethlehem gehen. Schmerzlicher als je ist der Gegensatz zwischen den Lehren der göttlichen Friedensbotschaft und der Wirklichkeit, wo der Strom der Überheblichkeit und der widerchristlichen Gewalttätigkeit wächst. Kein Christ hat das Recht, vom Kampf gegen die religionsfeindliche Flut der gegenwärtigen Stunde abzustehen. Immer kommt dieselbe Taktik gegen die Kirche in Anwendung: Schlage den Hirten, und die Schafe werden sich zerstreuen. Sie wiederholt sich auch in den verschiedensten Orten und wagt sich bis an den Fuß des Stuhles Petri vor. Die Kirche hat, im Besitz der göttlichen Verheißungen, keine Furcht, doch blutet ihr Herz wegen des Verlustes so vieler Seelen. — Die Botschaft schließt mit einem aufrüttelnden Hinweis auf die traurige Ernährungs- und Gesundheitslage in den vom Krieg heimgesuchten Ländern. Gewiß ist schon vieles geschehen zur Linderung der Not. „Gegenüber dem erschütternden Schicksal, das vor allem die Schwachen, die Alten und die Kinder traf, ist die zivilisierte Welt nicht gefühllos und träge geblieben, und Lob gebührt dem menschlichen und christlichen Sinn jener Persönlichkeiten und Nationen, die vielgestaltige Hilfswerke ins Leben gerufen haben. Die vom Blut getränkten Wege ihrer Heere wieder beschreitend, haben sie den Kriegsopfern Hilfe aller Art zukommen lassen. Sie haben die von der Roheit und vom Haß so schmählich zertretene Ehre der Menschheit gerettet." Der Papst kann nicht umhin, seinen erfolgreichen Notruf vom 5. April 1946 zu wiederholen. Denn ganze Völker werden eine Beute von Krankheiten und Verelendung und drohen den Verlockungen neuerungssüchtiger Ideologien zu erliegen.

In der Antrittsaudienz des neuen Botschafters Argentiniens am 12. Jänner 1947 sprach der Papst seinen Dank aus für die Bereitschaft der Republik, am Friedenswerk mitzuarbeiten. Dabei bemerkte er, dieser gute Wille erfreue ihn ganz besonders, da wir gerade jetzt „auf dem Wege zum Frieden so große Hindernisse und Hemmnisse zu überwinden haben; deshalb ist bei den Staatsmännern ein ungewöhnlicher Grad von Voraussicht und Mut erforderlich, sowohl um rechtzeitig die Schwierigkeiten zu sehen als auch um sie energisch zu meistern". Vor allem müsse der Geist des Hasses und der rächenden Vergeltung ausgeschlossen werden. So erklärlich er sein möge, er sei deswegen nicht weniger gefährlich.

3. Die Enzyklika zum 14. Zentenar des hl. Benedikt

Bis vor kurzem wurde allgemein angenommen, daß der um 480 geborene hl. Benedikt im Jahre 543 gestorben sei. Neueste Forschungen ergaben mit großer Wahrscheinlichkeit 547 als Todesjahr des Patriarchen des abendländischen Mönchtums. Zum Gedenken

an seinen seligen Heimgang vor 1400 Jahren erließ der Hl. Vater seine vom 21. März, dem Feste des großen Ordensstifters, datierte Enzyklika *„Fulgens radiatur"*, die achte seines Pontifikats. Er wollte den unvergleichlichen Verdiensten des Ordensstifters, in dem sich Demut und Würde, Güte und Kraft, Liebe zum Gebet und zur Arbeit wunderbar ergänzen, volle Anerkennung zollen und zugleich zeigen, wie viele kulturelle und soziale Werte für unsere Zeit aus seinem Werke und seinem Regelbuch gezogen werden können. „Gleich einem Stern in finsterer Nacht", so beginnt das Schreiben, „leuchtet Benedikt von Nursia, eine Zierde nicht bloß Italiens, vielmehr der ganzen Kirche. Wer sein hehres Leben betrachtet und den Zeugnissen der Geschichte über die düsteren und stürmischen Zeiten, in denen er lebte, nachgeht, wird zweifellos die Wahrheit des göttlichen Wortes erkennen, das Christus seinen Aposteln und der von ihm gegründeten Gemeinschaft gegeben hat: ‚Ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt' (Matth. 28, 20) . . . Gerade wenn die Feinde wilder gegen den christlichen Namen anstürmen, wenn das geheimnisvolle Schifflein Petri von gewaltigen Wogen geschüttelt wird, wenn schließlich alles zu wanken scheint und keine Hoffnung menschlicher Hilfe mehr in Aussicht steht, dann zeigt sich Christus als Bürge, als Tröster, als Kraftspender von oben, dann ruft er neue Kämpfer auf den Plan, daß sie die katholische Sache schützen, wiederherstellen und ihr mit Huld und Hilfe der himmlischen Gnade sogar zu größerem Gedeihen verhelfen. In der Schar dieser Gottesstreiter strahlt in hellem Glanze der hl. Benedikt . . ." Er trat in jener dunklen, drangvollen Zeit hervor, wo Bestand und Schicksal nicht nur der Kirche, sondern auch der gesellschaftlichen und menschlichen Kultur äußerst gefährdet waren. Der Papst will in gedrängter Übersicht den Anteil Benedikts an dem Wiederaufbau und der Erneuerung darlegen. Derselbe „hat durch seine Lehre und sein Beispiel die Sittenstrenge erneuert und die Heimstätten des religiösen Lebens mit festeren und heiligeren Gesetzen umhegt. Dazu hat er persönlich und durch seine Schüler die Barbarenstämme aus ihren rauhen Lebensgewohnheiten zu einer bürgerlichen und christlichen Kultur geführt, zu Tugend, Arbeit und friedlicher Pflege der Künste und Wissenschaften angeleitet und sie in brüderlicher Eintracht und Liebe untereinander verbunden."

Die Enzyklika schildert an Hand der „Dialoge" des hl. Papstes Gregor d. Gr. († 604), des einzigen zeitgenössischen Biographen Benedikts, dessen gottinnigen Werdegang unter schmerzvollem Ringen und vollständiger Selbstverleugnung, bis Monte Cassino 529 Hauptsitz des hl. Patriarchen, Heimstätte und Bollwerk aller hehren Wissenszweige und Tugenden wurde, nach einem Wort Pius' X. in einem Apostolischen Schreiben vom 10. Februar 1913 in jenen überaus traurigen Zeiten „gleichsam die Säule der Kirche und die Schutzwehr des Glaubens". Der Papst bezeichnet die Mönchsregel als ein hervorragendes Denkmal der römischen und christlichen Weisheit, in der die Rechte, Pflichten und die Wirksamkeit der Mönche mit evangelischer Milde und Liebe geordnet werden. So zog sie viele zum Streben nach Tugend und Heiligkeit an und bewirkt dies immer noch. „Denn im benediktinischen Gesetz paart sich höchste Klugheit und Einfalt, christliche Demut mit seelenstarker Tugend: die Strenge wird durch Milde gemäßigt, der notwendige Gehorsam durch gesunde Freiheit geadelt; die Zurechtweisung geschieht mit Festigkeit, doch von versöhnender Güte mild erfüllt; die Vorschriften haben ihre volle Gültigkeit, aber der Gehorsam ver-

leiht Ruhe dem Verstande, Friede dem Gemüte; das klösterliche Stillschweigen ist ernst, wird aber von anmutigen Gesprächen abgelöst; die Autorität wird voll ausgeübt, es fehlt jedoch dem Schwachen nicht an notwendiger Hilfe."

Gemäß der Regel ist die klösterliche Gemeinschaft aufgebaut gleich einem christlichen Haus. Im Abte, gleichsam Familienvater, sehen und ehren alle den Vertreter der göttlichen Autorität. Er selbst ist dem ewigen Richter Rechenschaft schuldig. Der Abt holt in jeder wichtigen Angelegenheit den Rat seiner Mönche ein. — Gleich anfangs suchten Leute aus den verschiedensten Familien, Völkern und sozialen Schichten um Aufnahme in das Kloster nach, Römer und Barbaren, Freie und Sklaven, Sieger und Besiegte. Benedikt regelte die Frage in großzügigem Geiste und brüderlicher Liebe, indem er vorschrieb, daß für alle dieselbe Liebe und dieselbe Disziplin gelten soll. Alle werden in den Räumen des Klosters durch die Gemeinsamkeit des religiösen Lebens zusammengehalten, so daß sie nicht nur dem Chorgebet und der geistlichen Lesung, sondern auch dem Feldbau, ja sogar der Handwerkarbeit wie der Ausübung des Apostolats obliegen können. Denn „der Müßiggang ist der Feind der Seele und deswegen sollen die Brüder sich zu bestimmten Zeiten mit Handarbeit beschäftigen". Vor allem sollen alle mit größtem Fleiß anstreben, daß „nichts dem Dienste Gottes vorgezogen werde". Wie Benedikt betont, mögen sie im Gedanken an Gottes Allgegenwart sich bewußt sein, wie man sich im Angesicht Gottes und der Engel zu benehmen hat, und am Psalmengebet so teilnehmen, daß die Gedanken mit der Stimme im Einklang stehen. In den hauptsächlichsten Weisungen und Grundsätzen vermag man, schreibt der Papst, „die Weisheit dieser Ordensregel, ihre Zeitgemäßheit, ihr erstaunliches harmonisches Zusammengehen mit der menschlichen Natur, und damit aber auch ihre Bedeutung, ihre hohe Wichtigkeit klar zu erkennen und richtig zu bewerten. Denn während in jener dunklen und von Wirren erfüllten Zeit Ackerbau, Handwerk, heilige und weltliche Wissenschaft verachtet und fast von allen aufgegeben waren, erstanden in den Klöstern des heiligen Benedikt Bebauer der Erde, Künstler, Gelehrte in geradezu unzähliger Menge, die alles daran setzten, die Denkmäler der alten Kultur zu erhalten und überdies die alten wie die neuen Völker, die oft im Kampfe miteinander lagen, erfolgreich aufriefen zu Friede, Eintracht und fleißiger Arbeit. Sie haben eben diese Völker aus Barbarei, Verwüstungen und Trümmerfeldern mit Erfolg zurückgeführt zu menschlich-christlich milden Sitten, zu Arbeitswilligkeit, zum Licht der Wahrheit und zum Wiederaufbau eines von Weisheit und Liebe beherrschten öffentlichen Lebens." Hauptsache im Lebensideal des Benediktinerordens ist aber, daß alle bei der Arbeit ihrer Hände oder ihres Geistes vor allem bestrebt seien, sich zu Christus emporzuarbeiten. Einer brennenden Gottesliebe muß aber die echte Nächstenliebe entsprechen. Benedikt schreibt seinen Jüngern vor: Mit ganz besonderer Sorgfalt nehme man die Armen und die Fremden auf, empfange jeden Gast wie Christus, diene den Kranken wie dem Heiland selbst.

Der Orden blieb seines heiligen Patriarchen eingedenk und verbreitete sich mächtig weiter im Laufe der Jahrhunderte. Seine außerordentlichen Verdienste um die Kultur vieler Völker werden warm gewürdigt. Auch unsere Zeit hat vom Ordensstifter viel und Wichtiges zu lernen. Sein Geist und Werk sind eine Bestätigung

dafür, daß die erhabenen Grundsätze und sittlichen Grundlagen der Religion die zuverlässigsten und stärksten Grundlagen der menschlichen Gesellschaft bilden. Das Erste und Wichtigste ist, Gott zu verehren, anzubeten und seinen Geboten im privaten und öffentlichen Leben nachzukommen. Weiter mahnt der hl. Benedikt, den Allerhöchsten wie einen Vater mit ganzer Liebe zu umfangen und in ihm das Ziel unseres Daseins zu sehen. Aus der Gottesliebe muß dann die brüderliche Liebe zu den Mitmenschen quellen; als Brüder in Christus sollen wir alle betrachten, einerlei welcher Rasse, Nation und Kultur. Außerdem lehrt der Gesetzgeber des Benediktinerordens, daß die menschliche Arbeit, auch die körperliche, nicht etwas Würdeloses, Lästiges und Hassenswertes ist, vielmehr etwas Liebenswertes, Ehrenvolles und Freudiges ist. „Dabei ist das eine, Wichtigste nicht zu vergessen, daß wir nämlich von den irdischen, hinfälligen Dingen, ob sie nun durch die Kraft des Geistes erforscht oder mit mühsamem Händewerk bezwungen werden, zu den himmlischen Wohnungen unter beständigem täglich wachsendem Einsatz aufsteigen müssen." — Zum Schluß erinnert der Hl. Vater daran, daß er durch Rat und beschwörenden Mahnruf alles tat, damit der Religion, der Kunst und auch der menschlichen Kultur nicht eine unermeßliche Schmach zugefügt werde durch Zerstörung des Klosters Monte Cassino, „jener berühmten Stätte der Wissenschaft und Frömmigkeit, die über den Fluten der Jahrhunderte wie eine siegreiche Fackel in der Finsternis ausgestrahlt hatte". Trotzdem fiel sie der Kriegsfurie zum Opfer und nichts anderes blieb unversehrt als die ehrwürdige Gruft des hl. Benedikt. Der Papst spricht die Hoffnung aus, daß unter aller Zusammenwirken, besonders der mit Reichtum Gesegneten und von Großmut Erfüllten, das uralte Kloster so rasch als möglich in seiner ursprünglichen Schönheit wieder hergestellt werde.

4. Zur Seligsprechung eines italienischen Universitätsprofessors

Vor einem halben Jahrhundert äußerte der berühmte Altertumsforscher und Historiker Theodor Mommsen (1817—1903), gewiß ein kompetenter Fachmann: „Das 19. Jahrhundert war für die juristischen gräco-romanischen Studien das Jahrhundert Savignys, das 20. wird das Jahrhundert Ferrinis sein". Es handelt sich um den genialen italienischen Rechtsgelehrten *Contardo Ferrini*, dem am 13. April in der Vatikanischen Basilika die Ehre der Altäre zuteil geworden ist.

Am 4. April 1859 in Mailand, der „industriellen Hauptstadt Italiens" geboren, zeichnete er sich früh aus durch Frömmigkeit und Charakterstärke in einer drangvollen, in leidenschaftlichen Kämpfen gegen den Katholizismus durchtobten Zeit. Mit 21 Jahren erlangte Ferrini an der Universität Pavia mit größter Auszeichnung das Doktorat der Rechte. Der glänzende Erfolg brachte ihm seitens der Regierung eine Studienbörse zu zweijähriger weiterer Ausbildung in Berlin ein. Zunächst als Privatdozent für römisches Recht in Pavia tätig, folgte er dann einem Ruf als Universitätsprofessor nach Messina. Einer seiner Kollegen und Freunde war dort Vittorio Emanuele Orlando, 1917—1919 italienischer Ministerpräsident, der letzte der „Großen Vier" von Versailles. Mit 87 Jahren war nunmehr der berühmte Staatsmann in der Lage, der Beatifikation Ferrinis beizuwohnen. Dieser nahm 1889 einen Lehrstuhl

in Modena an und kehrte 1894 nach Pavia zurück, wo er bis an sein seliges Lebensende der Hochschule zur Zierde gereichte.

Contardo Ferrini verband höchststrebenden religiösen Idealismus mit erstklassigen wissenschaftlichen Leistungen. Er galt als beste Autorität auf dem Gebiete der Rechtsgeschichte. Sein vortreffliches „Manuale di Pandette" erschien 1908 in dritter Auflage. 1930 wurden mehr als 200 Schriften und Aufsätze aus seiner Feder in fünf Bänden gesammelt. Die hinterlassenen religiösen Schriften lassen erkennen, daß er die mystische Vereinigung mit Gott erreicht hatte. Bezeichnend dafür sind die folgenden, von ihm niedergeschriebenen Gedanken über das Gebet: „Ein Leben ohne Gebet kann ich mir nicht vorstellen, noch ein morgendliches Erwachen, ohne vom Lächeln des himmlischen Vaters ergriffen zu werden, noch ein Niederlegen des müden Hauptes am Abend anders als auf die Brust des Heilandes. Das Leben würde ohne Gebet einer dunklen Nacht gleichen, voll entwürdigender Schmach und Mutlosigkeit, unfähig, in den unvermeidlichen Prüfungen zu bestehen, es wäre der Spielball der unreinen Gelüste, ohne die geringste Ahnung der heiligen Freuden im Geiste der Seele. O armes Leben! Wie man einen solchen Zustand ertragen kann, ist für mich ein Rätsel; wie mir freilich auch das Menschenherz ein Rätsel ist. Ich beschwöre Gott, daß das Gebet nie auf meinen Lippen verstumme. Lieber sterben, als nicht mehr beten."

Wer mit Contardo Ferrini in Berührung kam, erhielt die Gewißheit, einem wahrhaft edlen Menschen mit unverwelklicher Herzensreinheit und Güte begegnet zu sein. Seit 1886 Franziskaner-Tertiar, kam er seinen Verpflichtungen als solcher in vorbildlicher Weise nach. Die Hl. Schrift war sein Lieblingsbuch, zu dem er täglich griff. Mit Achille Ratti, dem späteren Papst Pius XI., der zwei Jahre älter war, verband ihn eine dreifache Liebe freundschaftlich: der hochsinnige religiöse Idealismus, die gleichartige eifrige Forschertätigkeit, die Liebe zur Natur, vornehmlich zu den Alpen. Camillo Corsanego, der in Ferrinis Beatifikationsprozeß tätige Konsistorial-Advokat, sagte treffend: „Ein großer Papst, der die ganze Seelengröße Contardo Ferrinis wie kaum ein anderer verstanden. Anders konnte es auch nicht sein. Beide waren Gelehrte, beide Alpenfreunde. Sie trafen sich oft in der Ambrosiana zwischen den Bücherregalen, gemeinsam beschäftigt mit wissenschaftlichen Forschungen, Studien und Betrachtungen. Beide waren eins in der Liebe zu den Bergen, auf deren lichten Gipfeln sie sich Gott näher fühlten. Dem einen Gott dienten sie, jener als Priester, dieser als tiefgläubiger Laie. Jener stieg bis zur Höhe der päpstlichen Würde empor, dieser bis zur Heiligkeit."

Contardo Ferrini erlag am 17. Oktober 1902 in seinem Landhause zu Suna bei Pallanza am Lago Maggiore dem Typhus. Alsbald wurden Stimmen für seine Seligsprechung laut. Daß sie angebracht wäre, davon war nicht zuletzt das Volk von Suna überzeugt, das sich immer wieder an seiner tieffrommen Haltung in der kleinen Pfarrkirche erbaut hatte. Kardinal Ferrari, Erzbischof von Mailand, gest. 1921 im Ruf der Heiligkeit, leitete Ende 1916 den Informationsprozeß ein. Durch Dekret der Ritenkongregation vom 8. Februar 1931 wurde der heroische Tugendgrad Ferrinis anerkannt. Die Mailänder Herz-Jesu-Universität erwirkte 1942 die Übertragung der Überreste des ehrwürdigen Dieners Gottes in die Krypta der Universitäts-Kapelle. Im selben Jahre bestätigte Pius XII. den Befund der zur Beatifikation nötigen Wunder und

1943 schloß das „Tuto"-Dekret den Prozeß glücklich ab. — Gründliches Wissen ist nicht bloß kein Hindernis für den Glauben, sondern kann, wenn es am Kreuze Christi kein Ärgernis nimmt, die Erreichung der höchsten Stufen religiöser Vollkommenheit erleichtern. Die Betrachtung der Wunder der Natur und das Sichversenken in das Walten Gottes in der Vergangenheit brachten Contardo Ferrini immer näher zu Gott, so daß seine uneingeschränkte Gottesliebe wie auch seine Ehrfurcht für die schönste Tugend ihn unvermählt bleiben, auf die Intimität irdischer Liebe verzichten ließ.

Literatur

A) Eingesandte Werke und Schriften

An dieser Stelle werden sämtliche an die Redaktion zur Anzeige und Besprechung eingelangten Schriftwerke verzeichnet. Diese Anzeige bedeutet noch keine Stellungnahme der Redaktion zum Inhalte dieser Schriftwerke.

Arbeitsbericht, Verlag Herder, Wien, 1946—1947.

Arthofer, Leopold. *Als Priester im Konzentrationslager.* Meine Erlebnisse in Dachau. 8° (148). Graz-Wien, Ulrich-Moser-Verlag. Brosch. S 4.80.

Bergengruen, Werner. *Das Beichtsiegel.* 8° (63). Innsbruck, Verlagsanstalt „Tyrolia". Kart. S 2.80.

Delp, Alfred, S. J. (†). *Vater unser.* 8° (20). Wien 1947, Verlag Herder. Kart. S 1.80.

Dietrich, Dominikus. *Herz-Jesu-Predigten.* II. Bändchen. 8° (71). Innsbruck 1947, Felizian Rauch. S 5.40.

Dobretsberger, Dr. Josef. *Katholische Sozialpolitik am Scheideweg.* 8° (160). Graz und Wien 1947, Verlag Ulrich Moser. Kart. S 6.—.

Friedl, Dr. Karl. *Der Weg aus dem Chaos.* Kl. 8° (143). Wels 1947, Verlag Franz Reisinger. Brosch. S 1.90.

Fußenegger, Gertrud. *Mohrenlegende.* 8° (45). Innsbruck 1946, „Tyrolia"-Verlag. Kart. S 2.—.

Geramb, Viktor von. *Um Österreichs Volkskultur.* 8° (160). Salzburg 1946, Otto-Müller-Verlag. S 8.80.

Gloria Dei. Christliche Zeitenwende. Zeitschrift für Theologie und Geistesleben. 1. Jahrgang, Heft 3. Graz, Verlag Anton Pustet. S 4.80.

Kofler, Emil F. J. *Des Christen Glaube und Wandel.* Ein Buch für denkende Leute. II. Bd. 8° (292). Innsbruck 1947, Verlag Felizian Rauch. S 11.10.

Kofler, Emil F. J. *Katechismusfragen — Lebensfragen.* Ein Überblick für die reife Jugend und für die Erwachsenen. 8° (125). Zweite, erweiterte Auflage. Innsbruck 1947, Verlag Felizian Rauch. S 3.30.

Loidl, Franz, Theol., Dr. med. *Seele und „Seelenarzt".* (Sammlung Medizin-Philosophie-Theologie, Heft 3.) Innsbruck 1946.

Mager, P. Alois, O. S. B. *Mystik als seelische Wirklichkeit.* Eine Psychologie der Mystik. Gr. 8° (413). Graz-Salzburg 1947, Verlag Anton Pustet. Halbleinen S 20.—, brosch. S 18.—.

Mayr, P. Igo, S. J. *Rein sein und reif werden.* Ein Wort an die Mädchen. Kl. 8° (20). 7. Aufl. Innsbruck 1947, Verlag Felizian Rauch. S —.60.

Pfliegler, Michael. *Vor der Entscheidung.* Überlegungen zur seelischen Bedrohtheit des heutigen Menschen. 6. Aufl. 8° (163). Brosch. S 7.50.

Psalterium Breviarii Romani cum excerptis e Communi Sanctorum secundum novam e textibus primigeniis interpretationem latinam Pii Papae XII auctoritate editum. Vindobonae MCMXLVI. Sumptibus Librariae Mayer. S 22.—.

Schedl, Claus. *Die Psalmen nach dem neuen römischen Psalter übersetzt.* 8° (X u. 315). Wien 1946, Verlag Herder. Halbleinwand S 16.80.

Weingartner, Josef. *Der Kardinal.* 8° (87). Innsbruck 1946, Verlagsanstalt „Tyrolia". S 4.—.

B) Besprechungen

Urmenschen im Feuerland. Vom Forscher zum Stammesmitglied. Von *Martin Gusinde.* Mit 82 Abbildungen und einer Übersichtskarte. 8° (389). Berlin—Wien—Leipzig 1946, Paul Zsolnay-Verlag. Gbd. S 32.80.

Selten habe ich ein Buch mit so von Seite zu Seite sich steigerndem Interesse gelesen wie dieses. Es handelt von den Bewohnern des „Feuerlandes", d. h. des südlichsten Teiles Südamerikas. Dort haben sich Reste der drei Stämme Selk'nam, Ya'mana' und Halakwulup erhalten in einem Zustand, der allgemein als „Urzustand" der Menschheit angesehen wird. Vier Forschungsreisen haben Gusinde zu diesen Stämmen geführt, $2^1/_2$ Jahre hat er bei ihnen verbracht, wurde als Stammesmitglied aufgenommen, machte zweimal die „Jugendweihe" und einmal sogar die sonst ganz geheimgehaltene „große Männerzeremonie" mit und wurde so in das Dasein, die Kultur, in die Mythen und Sagen, in die religiösen Anschauungen und Bräuche eingeführt. Er erhielt dabei auch Kenntnisse vom Ehe- und Familienleben, vom Verhältnis von Mensch zu Mensch, besonders von Eltern und Kindern, von der Nahrungssuche und der sonstigen Arbeit dieser Primitiven, so daß er als der „beste Kenner der Feuerländer" von den anderen Völkerkundlern bezeichnet wird, z. B. von Dr. Krickeberg, Berlin, im III. Band der von Dr. Hugo A. Bernatzik herausgegebenen Großen Völkerkunde, Leipzig 1939, Seite 97. Gusinde hat seine Kenntnisse eben nicht aus Büchern, sondern als echter „Feldforscher" aus eigener Anschauung und eigenem Erleben geschöpft.

Den Theologen interessieren besonders die überraschend hochstehenden Ansichten dieses Urvolkes über den „Uralten", d. i. den Hochgott, der als Herr der Welt und als Hüter des Sittengesetzes gedacht wird, sowie die übrigen religiösen Lehren und Gebräuche. Dem Pädagogen wird die wirksame Erziehung der Jugend zu „guten und brauchbaren Menschen" imponieren, während der Ethnologe bei der Lektüre des ganzen Buches auf seine Rechnung kommt.

Bibliker und Dogmatiker werden zu der Ansicht Gusindes über eine eventuelle Entwicklung des Menschen dem Leibe nach aus dem Tierreich (S. 31—33) Stellung nehmen, Missionäre und sonstige Kulturträger zu dem, was der Verfasser über die Abträglichkeit europäischer Kleidung für die „Wilden" und überhaupt über die Gefahren des Überganges vom freien zum seßhaften Leben

meint (S. 120 und 125). Erschüttert ist man, wenn man von der Schuld der Weißen am Untergang dieser Stämme liest (S. 118 ff.).

Die Ausführungen werden durch viele instruktive Bilder beleuchtet, von denen eine Anzahl so naturalistisch sind, daß sie nur in die Hände reifer Beschauer gehören.

Alles in allem ein Buch, das höchst interessant und bedeutungsvoll ist, speziell für den Theologen. Da es dazu in flottem Stil geschrieben ist und spannende Schilderungen enthält, bietet es neben der Belehrung auch einen vollen Genuß.

Linz a. d. D. *Dr. Ferd. Spiesberger.*

Wege und methodische Hinweise zur bibeltheologischen Arbeit. Von *Univ.-Doz. DDr. Josef Casper.* 8° (48). Wien 1947, Verlag Herder. Geh. S 3.—.

In den zwölf Abschnitten eines schmalen Heftes bringt der Verfasser in gedrängter Kürze und doch leicht verständlich eine praktische biblische Hermeneutik. Er handelt dabei von der täglichen Bibellesung als Voraussetzung für jedes rechte Bibelstudium, von der Verborgenheit des göttlichen Wortes im Kleide der menschlichen Sprache, vom Bibeltext, von der Umwelt der Bibel. Er spricht über die Wege in die Tiefe des Schriftsinnes. Trotz der einfachen Form der Darstellung — das Werk ist ja nur die kurze Zusammenfassung von Vorträgen auf einem praktischen Priesterkurs — fühlt man doch allenthalben wissenschaftliche Begründung dahinter, so daß sowohl Priester wie auch Laien allerlei Anregung daraus gewinnen werden. Möge das Büchlein allen jenen, die bisher noch nicht dazugekommen sind, die Bibel-Enzyklika Pius' XII. durchzunehmen, ein neuer Antrieb sein, nach dieser Enzyklika zu greifen und aus deren überquellendem Reichtum zu schöpfen für eine segenbringende Bibelarbeit.

Linz a. d. D. *Dr. Max Hollnsteiner.*

Der Nabuchodonosor des Buches Judith. Von *Dr. Gottfried Brunner.* Gr. 8° (240). Berlin, Verlag Rudolph Pfau. Kart. M. 6.—.

Die Arbeit ist durch Gründlichkeit und Klarheit in gleicher Weise ausgezeichnet. Der Verfasser hat den großen Wurf gewagt, eine der schwierigsten Fragen der alttestamentlichen Exegese zu lösen: die geschichtliche Einordnung des Buches Judith. Nach ihm ist der fragliche Nabuchodonosor Aracha, der in der Behistun-Inschrift XLIX und L als ein Empörer gegen Darius I. aufscheint und sich unter dem Namen Nabukudrasara (Nabuchodonosor) die Würde eines Königs von Babylon anmaßte. Dieser Usurpator ist es, der nach Brunner den Feldherrn Holofernes mit der Unterwerfung des westlichen Teiles des Perserreiches betraute. Darius berichtet in seiner Inschrift den Fehlschlag der Unternehmungen dieses Betrügers, der „dem Volke vorlog: ich bin Nabukudrasara, der Sohn des Nabunaita (Nabuned)". Aber der Bericht der Behistun-Inschrift bezieht sich nur auf die Niederwerfung des Aracha-Aufstandes im Osten; das Buch Judith bringt eine wertvolle Ergänzung des Behistun-Berichtes, es erzählt von der schmählichen Niederlage des falschen Nabuchodonosor im Westen. Wenn der Feldzug von diesem Aracha-Nabuchodonosor, einem Empörer gegen Darius I., unternommen wurde, wird es auch verständlich, warum die Juden wegen der Ermordung des Feldherrn Holofernes von Persien nicht gestraft wurden, sondern sich im Gegenteil der besonderen Gunst Darius' I. erfreuten. Die in diesem Buche ver-

tretene Ansicht hat viel für sich, aber es müssen doch noch Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt werden, wenn sie sich durchsetzen soll. Jedenfalls ist das Buch eine hervorragende Leistung, an der niemand achtlos vorübergehen kann, der sich über diese Frage allseits unterrichten will.

Stift St. Florian. *Dr. Hermann Stieglecker.*

Die Friedensaufgabe des Abendlandes. Von *H. R. Balmer-Basilius.* 8° (56). Wien 1947, Verlag Herder. Kart. S 3.60.

Das Original dieser Lizenzauflage aus dem Rex-Verlag in Luzern trägt den Titel: Tranquillitas ordinis — Über die Friedensaufgabe des Abendlandes. Die vielen Schriften über das Abendland beweisen, daß dieses bedroht ist. Der Verfasser geht bei seiner Aufgabe von einem abendländischen Grundbegriff, dem Ordogedanken, aus. Zutreffend sagt er, daß abendländisches Denken horizontal ein Denken in Ordnungen, vertikal ein Denken in Stufen sei. Bei der Loslösung einzelner Ordnungen aus dem Gesamtordo kommt es zur Verabsolutierung der losgelösten Teile und daher zu einem ständigen Konflikt. Abendländische und hierarchische Auffassung der Friedensordnung bereite dem Frieden den Weg. Je geringer der Einfluß der Kirche wurde, desto mehr gehe die Friedensaufgabe des Abendlandes auf den einzelnen über. Das ist einmal Friedensschau von innen heraus. Freilich ist Europa heute Objekt der großen Weltpolitik geworden.

Linz a. d. D. *Dr. Karl Eder.*

Vita Beati Hartmanni, Episcopi Brixinensis (1140—1164). Einleitung und Ausgabe. Von *Dr. Anselm Sparber O. S. A.* Gr. 8° (65). Bressanone (Italia), Via Seminario 2.

Der für diese Arbeit besonders zuständige Bearbeiter untersucht die Überlieferung der Vita, klärt die schwierige Verfasserfrage und stellt Novacella oder Bressanone als Entstehungsort fest. Der Text ist überaus sorgfältig wiedergegeben. Drei gute Lichtbilder mit Textstellen sind eine erwünschte Beigabe. Die bisherigen Ausgaben sind durch diese sachkundige Arbeit überholt.

Linz a. d. D. *Dr. Karl Eder.*

Hausbesuche eines Seelsorgers. Tagebuchaufzeichnungen eines Jahres. Von *Theodor Blieweis.* 8° (203). Wien 1946, Verlag Mayer & Comp. Kart. S 7.50.

Der Verfasser zeigt zunächst in einer kleinen Zusammenschau von Stimmen unserer Zeit die Begründung und Aktualität des pastoralen Hausbesuches. Darüber hinaus erbringt er den Nachweis, daß ein Pfarrseelsorger trotz vielseitiger Inanspruchnahme bei richtiger Ausnützung der Zeit sich auch dieser wichtigen, freilich auch opferreichen Seelsorgeaufgabe widmen kann. Die Tagebuchaufzeichnungen gewähren einen tiefen Einblick in die religiöse Lage der Großstadt, wo neben sehr viel Schatten doch auch das Licht nicht fehlt.

Linz a. d. D. *Dr. J. Obernhumer.*

Castelmorto. Novelle von *Josef Weingartner.* 2. Aufl. 8° (55). Innsbruck 1947, Verlagsanstalt Tyrolia. Kart. S 2.80.

Der bekannte Innsbrucker Propsteipfarrer, Dr. Josef Weingartner, behandelt in der vorliegenden Novelle eines der schwierigsten Probleme der Moral- und Pastoraltheologie, die absolutio

complicis. Wie der Verfasser die Situation schildert, ist wirklich der äußerste Notfall gegeben, wo eine absolutio complicis gültig und erlaubt ist. Die ganze Erzählung von Schuld und Sühne eines jungen Priesters ist wohl frei erfunden, aber psychologisch und sprachlich mit solcher Meisterschaft gestaltet, daß sie den Leser wirklich ergreift und ihn die tröstliche Erkenntnis lehrt, „daß alles Erdenglück und alles Erdenleid nicht dauerhafter und nicht wesenhafter ist als eine lichtumsäumte Abendwolke".

Linz a. d. D. *Dr. J. Obernhumer.*

C) Neues religiöses Kleinschrifttum

Zusammengestellt vom Referenten für Schrifttum des Seelsorgeamtes Linz.

Die Beichte als Heiligungsmittel. Von *Friedrich Wessely.* Verlag Herder, Wien. 60 g.

Durch diese Kleinschrift überrascht uns die großzügig geplante Schriftenreihe des Erzbischöflichen Seelsorgeamtes Wien (Verlag Herder) mit einem für die praktische Seelsorge sehr beachtenswerten Hilfsmittel. Zur Frage „Wie kann ich das Sakrament der Buße so fruchtbar wie möglich empfangen?" bringt der Verfasser kurze praktische Gedanken über Vorbereitung, Bekenntnis und Buße. Jeder Aufwärtsstrebende sieht in vielen Zügen sein eigenes Bild gezeichnet, wird auf Umstände aufmerksam, die er allein nie so klar zu sehen vermochte, und wird fruchtbar angeregt, mit Hilfe des Bußsakramentes in der Selbstheiligung voranzukommen.

Die Heilige Schrift des Neuen Testamentes in Einzelheften. Nach der Übersetzung von *Joh. Perk S. S.* Katholische Schriftenmission Linz. Bisher sind erschienen:

Das heilige Evangelium nach Markus.	60 g.
Das heilige Evangelium nach Lukas.	80 g.
Das heilige Evangelium nach Johannes.	80 g.
Die Briefe des heiligen Apostels Paulus.	2 S.

Die übrigen Teile sind in Vorbereitung. Der Seelsorger begrüßt die Ausgabe des N. T. in Einzelheften deswegen, weil diese in Schule und Bibelrunde besonders gut verwendet werden können und weil das N. T. in dieser Form auch auf dem Schriftenstand Verbreitung finden kann.

Wort in der Zeit. Schriftenreihe des Katholischen Bildungswerkes Linz. Katholische Schriftenmission, Linz.

5. Heft: **Das philosophische Menschenbild der Gegenwart.** Von *Prof. Dr. Ulrich Schöndorfer.* 80 g.

Es ist durchaus keine müßige Beschäftigung, sich darüber Klarheit zu verschaffen, was die Philosophie über den Menschen sagt. Wir sind dem Verfasser dankbar, daß er in dieser Schrift kurz und klar einen Überblick gibt, wie die auch heute noch wirksame Philosophie der letzten Jahrhunderte und wie die bedeutendsten Denker der Gegenwart den Menschen sehen.

6. Heft: **Christliche Arbeitsauffassung.** Von *Dr. Josef Claus.* 80 g.

In sauberen Gedankengängen gewährt dieser Vortrag einen Einblick in die Problematik der Arbeit. Nach einem kurzen Blick auf die Krise des Arbeitsethos in der Gegenwart stellt er die tragfähigen Bausteine christlicher Arbeitsauffassung der antiken

Arbeitsverachtung und der modernen Arbeitsvergötzung gegenüber. Zwischen den antiken und modernen Häresien der Arbeit hält das christliche Arbeitsethos die menschliche Mitte.

Ist das Alte Testament Gottes Wort? Von *Dr. Johannes Gabriel.* Verlag Herder, Wien. 60 g.

Die jüngste Vergangenheit hat das Alte Testament als Produkt des jüdischen Geistes und als jüdische „Zuhälter- und Viehhändlergeschichten" abgelehnt. Wenn auch Rosenbergs Mythos heute verbrannt und die Prediger nordisch-germanischer Gottgläubigkeit verstummt sind, ihre fortgesetzten Angriffe haben doch viele Katholiken in ihrer Glaubensfreudigkeit an das A. T. beeinträchtigt. In dieser Situation ist diese Kleinschrift doppelt wertvoll, zumal sie wissenschaftliche Präzision mit volkstümlicher Verständlichkeit und flüssiger Eindruckskraft wirksam verbindet.

Schutz den Ungeborenen! Von *Margarete Prix.* Katholische Schriftenmission, Linz.

Eine Ärztin und eine junge Frau debattieren über den § 144. An Hand dieses Zwiegespräches wird das Problem der Indikation nach allen Seiten beleuchtet. Das Büchlein stellt unseren Standpunkt klar und sucht die Gründe, die für die Indikation angeführt zu werden pflegen, zu entkräften oder wenigstens abzuschwächen. Wieder eine Stimme mehr, die, abgestimmt auf Herz und Ohr des Volkes, im Kampf zwischen Leben und Tod laut für das Leben ruft.

Gemeinschaftsmessen für Kinder. Herausgegeben vom Bischöflichen Seelsorgeamt Linz. Verlag Katholische Schriftenmission.

I. Teil: **Advent bis Sonntage nach Erscheinung.**
II. Teil: **Fastenzeit bis Fronleichnam.**
III. Teil: **Vorfastenzeit und Sonntage nach Pfingsten.**
IV. Teil: **Feiermessen für Marien- und Heiligenfeste** (in Vorbereitung).

Ohne Rücksicht auf liturgische Streitfragen über Meßfeiergestaltung bleibt die Notwendigkeit unbezweifelt, daß schon bei den Kindern die aktive Teilnahme am hl. Opfer angestrebt werden muß und daß der Grundgedanke der jeweiligen Opferfeier im Beten und Singen Ausdruck finden soll. Wenn es auch einer ferneren Zeit vorbehalten werden muß, die Propriumtexte wohlvorbereitet und kindertümlich bearbeitet auch in die Kindermesse hineinzuflechten, so stellt doch diese Form einen Fortschritt dar gegenüber jenen, die ohne Rücksicht auf das Kirchenjahr einen kaum veränderlichen Einheitstext verwenden. Der besondere Vorteil der vorliegenden Meßheftchen liegt aber darin, daß diese Anpassung an das Kirchenjahr ohne Blättern und Suchen erreicht wird und die Kinder den veränderlichen Gebets- und Gesangtext in einem Guß in Händen halten. Freilich, auch diese Kindermesse bedarf der Schulung und der Einführung in Katechese oder Pfarrkinderstunden. Doch auch die Notwendigkeit einer Einführung ist im Grunde genommen — ein Vorteil.

Eigentümer und Herausgeber: Die Professoren der Phil.-theol. Diözesanlehranstalt in Linz. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Maximilian Hollnsteiner, Linz, Harrachstraße 7. — Verlag und Druck: O.-Ö. Landesverlag, Ges. m. b. H., Linz, Landstraße 41. — Verlegt auf Grund Genehmigung Nr. 75 vom 9. Oktober 1945 des I. S. B.